

Vogel und Mensch in China

von Alfred Hoffmann (Marburg)

Herrn Prof. Dr. Erwin Stresemann zum 70. Geburtstag

Über das Thema „Vogel und Mensch in China“ ließe sich bei der Fülle des Materials ein vielbändiges Werk schreiben. In der nachfolgenden Darstellung beschränke ich mich bewußt auf meine persönlichen Erlebnisse während der Jahre meines China-Aufenthaltes 1940–1947. Eigene Beobachtungen, Gespräche mit chinesischen Vogelfängern und Vogel-freunden, so wie ich sie in meinen ornithologischen Tagebüchern jener Jahre an Ort und Stelle niederschrieb, bilden die Quelle. Wo ich aus-nahmsweise – wie beim Star, der Mandarin-Ente, dem Kranich und dem Kuckuck – meine Ausführungen durch Anführungen aus literarischen Quellen erweitert habe, ist dies besonders vermerkt. Über einige meiner eigentlichen ornithologischen Ergebnisse habe ich in zoologischen und ornithologischen Fachzeitschriften berichtet. Die wissenschaftlichen Namen aller erwähnten Vogelarten sind am Ende des Aufsatzes ange-führt.

Jeder, dem es vergönnt war, in China längere oder kürzere Zeit zu verweilen, hat mit einiger Verwunderung das merkwürdige Verhältnis des chinesischen Men-schen zum Vogel als Gefährten des Menschen festgestellt. Man begegnet mitten auf den belebten Straßen der Millionenstädte, in denen Omnibusse, Straßenbahn, Autos, Rikshas und ungezählte Fußgänger sich lärmend schieben und drängen, plötzlich würdigen Leuten, die weltverloren einen großen Käfig bei sich tragen, in dem sie ihren Vogel spazieren führen. Manche tragen auch ein Stöckchen aus besonders schönem oder bizarr gewachsenem Astholz vor sich her, an dem, auf einem kleinen Querstab sitzend, mit einem Bindfaden um den Hals, ein Blaukehl-chen, ein Rubinkehlchen, ein Kernbeißer, ein Seidenschwanz oder ein Kreuz-schnabel festgebunden ist. Mit vergnügtem Gesicht und der größten Selbstver-ständlichkeit gehen diese Leute mit ihrem Tiere ihres Weges. Ja, man findet das in China ebenso wenig erstaunlich oder merkwürdig, wie wenn durch unsere Stra-ßen jemand seinen Hund spazieren führt. Hunde als Gefährten des Menschen in unserem Sinne gibt es in China nicht oder nur sehr ausnahmsweise. Er wird wie die Katzen aus praktischen Gründen als Haustier mit bestimmten Pflichten gehal-ten, er treibt sich im Hause oder Gehöft herum und ist nicht so erzogen, daß man ihn frei oder an der Leine mit sich führt. Man darf wohl sagen, daß nicht der gezähmte Hund sondern der gezähmte Vogel der häufigste tierische Begleiter des Menschen auf kleinen Ausflügen oder Spaziergängen ist.

An einem kalten Wintertage treffe ich während meiner fast täglichen Vogel-beobachtung in Peking einen Chinesen in mittleren Jahren, einen recht gesund und kräftig aussehenden Mann, der leise singend einen gepflegten Kirsch kern-

beißen auf seinem Stöckchen vor sich herträgt. Chinesisch heißt der Kirschkernebeißer wegen der metallgrauen Farbe seines Schnabels *hsi-dsui*, d. h. „Zinnschnabel“, oder auch *lau-hsir* (*lau* bedeutet „alt“ – im Sinne von „vertraut“ – und „anhaltend“; *hsir* ist die Lautwiedergabe des ihm eigentümlichen Lockrufes; also: „der ‚alte‘ [Vogel, der] immer wieder *hsir* ruft“). Diesen Vogelliebhabern ist es nicht nur um die reine Freude an der Schönheit und dem Verhalten ihres gefiederten Freundes zu tun, sondern ihnen kommt es auch auf eigene Bewegung im Freien an. Sie erklären gerade heraus, daß sie nicht wie die meisten Chinesen um diese Jahreszeit hinter dem Ofen sitzen möchten; der ihnen liebgewordene Vogel sei jeden Tag ein neuer Anlaß zu einem Gang an die frische Luft, ohne die sich weder Tier noch Herr wohlfühlen. Zudem sei ihnen der Vogel ein liebenswerter, anhänglicher Begleiter, der die Gedanken auf manche Weise von den täglichen Sorgen abzulenken vermag. Der Weg führt dann meist zu einem gleichgesinnten Freunde, man trinkt eine Tasse grünen Tee und tauscht Erfahrungen aus. Oder aber man spaziert zu einer der zahlreichen Teekneipen, wo sich Tag für Tag zu bestimmter Stunde der Kreis der Vogelfreunde samt Tieren versammelt, wo man die gefiederten Schützlinge vergleicht, Wettbewerbe veranstaltet oder bestimmte Tiere zur Erlernung vorbildlicher Gesangsstrophen zusammenbringt. Ja, zu bestimmten Jahreszeiten ergeben sich auch verschiedene Gänge für den Vogelfreund. So traf ich an frühen Märztagen auf meinen Fahrten zum Sommerpalast bei Peking auf einer kleinen Anhöhe am Wegrande stets Herrn Djia. Dort stand er stundenlang geduldig mit zwei Käfigen in der Hand, die durch ein straff gespanntes blaues Tuch verhüllt waren. Als ich ihn zum ersten Male traf und ihn frug, weshalb er sich an diesem ungewöhnlichen Orte so lange mit seinen beiden Tieren aufhalte, wies er auf eine hohe Ulme, die etwa 70m weit jenseits der hohen Umfassungsmauer inmitten des von Duan Fang eingerichteten Tierparks der Kaiserinwitwe Tze-hsi stand. „Dort in den hohen Zweigen nistet ein Milanpaar; beide bauen gerade eifrig ihr Nest und rufen jetzt besonders häufig. In den Käfigen hier habe ich zwei Zeisige; die bringe ich jeden Morgen hierher, sie sollen den Ruf der Milane lernen. Das blaue Tuchfutteral ist um den Käfig genäht, damit die Tiere nicht unnötig abgelenkt werden. Fangen die Zeisige an, ihren eigenen Gesang zu zwitschern, dann schlage ich hier mit meinem kleinen Bambusstock ganz leicht an den Käfig und mahne sie zur Ordnung. Ruft aber der Milan, öffne ich an dieser Ecke etwas die Tuchklappe, damit der Ruf klar in den Käfig dringt und die Aufmerksamkeit des Zeisigs erregt.“ So erlernt in wenigen Wochen neben einer Anzahl anderer Rufe der Zeisig ganz systematisch den wohlklingenden, einem abfallenden Triller ähnlichen Paarungs- und Flugruf des schwarzen Milans, – übrigens des gewöhnlichsten Greifvogels in Peking und Nanking, der wie unsere Turmfalken häufig in Millionenstädten nistet und brütet. Ein geübter Zeisig ist teuer und bringt den Gegenwert von mehreren hundert DM. Sein chinesischer Name ist *bi-lingr*, eine treffliche Wiedergabe seines Flug- und Lockrufes. Der schwarze Milan heißt *lau-yingr*, d. h. „der ‚alte‘ (Vogel, der) immer *yingr* (ruft)“, wobei *yingr* natürlich eine lautliche Wiedergabe des wiehernd-trillerartig vorge-

tragenen Rufes ist, und da der schwarze Milan der häufigste Greifvogel ist, bezeichnet man kurzerhand alle Greifvogelarten vom Falken bis zum Adler als *lau-yingr*.

Wenige Wochen später komme ich wieder an jener Stelle vorbei und sehe Herrn Djia mit seinen beiden Freunden Dschang und Wang. Herrn Djia's Zeisige haben sich den Milantriller bereits angeeignet, aber das Rubinkehlchen des Herrn Dschang und das Blaukehlchen des Herrn Wang sind darin erst Anfänger. Herr Wang erklärt eingehend die Vorzüge seines Blaukehlchens: Es vermag mit großer Leichtigkeit viele Sommertiere nachzuahmen, z. B. den Gesang des Heimchens (chines. *yu-hu-lur*) im Hause; der Grillen (chines. *tjü-tjür*) auf den Feldern: das Zirpen der geflügelten, fettleibigen Riesenheuschrecken (chines. *gwo-gwor*), die alljährlich in großen Mengen in Peking in reizend geflochtenen Käfigen als lebendes Spielzeug auf den Markt kommen; den schneidenden Gesang der großen Zikaden (chines. *t'-tiär*), die jeden Sommer zu Tausenden besonders an den heißen, schwülen Tagen ihr Sirren beginnen; den Ruf der Kohlmeise, der Sumpfmeise und der Blauelster. „Ist es nicht schön und erfreulich“ sagte mir Herr Wang, „an kalten Wintertagen, wenn alles sich nach Wärme und dem Sommer sehnt, plötzlich den Ruf sommerlicher Insekten von meinem Blaukehlchen vorgetragen zu hören?“ – Herr Dschang erzählte mir, daß sein Rubinkehlchen den kreischenden Ruf der Blauelster, das „Gwa-gwa-dji“ des Drosselrohrsängers (*Gwa-gwa-dji* ist ähnlich dem deutschen Karakiet auch der Name des Drosselrohrsängers), die klangvollen Schlagweisen der Sumpfmeise, das Zwitschern der Schwalben, das kreischende „Sri-sri“ der Mauersegler, aber auch das Miauen der Katzen und das Bellen der Hunde erlernt habe und nun seine Studien am Milantriller unternehme. Was es nicht in diesem Jahre erlerne, müsse im kommenden Jahre nachgeholt werden; Rubinkehlchen und Blaukehlchen würden in der Gefangenschaft 7–8 Jahre alt und der Zeisig brächte es gemeinhin auf 12–13 Jahre.

Nun sind aber Zeisig, Blaukehlchen und Rubinkehlchen keine lauten Sänger, sondern mit ihrem verhaltenen, unaufdringlichen Gesang mehr etwas für musikalische Feinschmecker. Der Chinese, besonders der Nordchinese, hat aber im allgemeinen ebensoviel Sinn für das Urwüchsig-Kräftige, ja das Lärmende. Kein Wunder, daß daher die Mongolenlerche mit ihrer schmetternden Stimme der verbreitetste Käfigvogel in Nordchina überhaupt ist. Ich habe sie auf ihren heimatischen Brutplätzen, den endlosen Weiden der Inneren Mongolei aufgesucht. Jedes Jahr im Sommer werden sie zu Dutzenden und Hunderten von Vogelfängern aus der Mongolei nach Nordchina gebracht und dann hier mit großer Liebe und Sorgfalt aufgezogen. Es sind prachthvolle, lebhaft Tiere, voll Energie und Kampflust, größer und stattlicher als unsere Haubenlerche, lebhaft gezeichnet mit kräftigem Schokolade- bis Kastanienbraun und einem schwarzen Band auf der hellen Brust. Sie werden außerordentlich zahm und in besonderen, hohen Käfigen gehalten, die am Boden einen pilzförmigen Holzpflock tragen, von dem die Lerche ihren Gesang vorträgt. Der Käfig wird tagsüber meist ins Freie gehängt, sei es auf den Hof, an die Haustüre oder oft bei den Geschäften an den Ladeneingang. Im-

mer wieder begeistert ist der kraftvoll vorgetragene, unermüdliche, felderchenartige Gesang, selbst an eiskalten Wintertagen. Sie zählt zu den glänzendsten Nachahmern von Tier- und Vogelstimmen unter den Vögeln, zugleich auch zu den teuersten Vögeln, wenn sie gut dressiert ist. Im Alter von 3–4 Jahren beginnt eine solche Lerche ihren Lehrgang, und nun wird von den Liebhabern das Tier Jahr für Jahr systematisch zum Gesang erzogen. Besonderen Wert mißt man der klaren Wiedergabe anderer Tierstimmen bei. So gibt es wohl keine, die nicht mit verblüffender Naturtreue in ihren Gesang plötzlich eine Zeitlang schalkhaft das Gemiau junger Katzen einflücht. Häufig hört man überraschend das Geschrei junger Hunde. Aber die Imitation dieser Tiere gilt auch dem Chinesen mehr als witziger Einfall denn als besonders kunstvoll. Entscheidend für die Bewertung einer guten Sängerin ist vielmehr die naturgetreue Wiedergabe der Stimmen anderer Vögel, und in Peking verlangt die Kunstrichterregel, daß eine gute Lerche 13 Strophen beherrschen muß. Unter Strophe (chines. *tau*) versteht man in diesem Sinne die Gesangsart oder Rufweise eines Vogels. Zu diesen 13 Strophen gehören u. a. das Gezwitzchen der Rauchschnalben, die Rufe der Mauersegler, die Rufe der Blauelster und der schwarz-weißen Elster, die Strophen der Kohlmeise und Sumpfmehle, das heisere Kreischen des Rotschwanzwürgers, die Rufe des Milans, die verschiedenen Gesangselemente des Grünfinks sowie typische Blaukehlchen- und Rubinkehlchenstrophen. Nicht genug damit, daß diese Ruf- und Gesangsvarianten möglichst getreu wiedergegeben werden müssen: Es liegt auch die Reihenfolge der verschiedenen Strophen fest, und sie muß von den Tieren, die als gute Sänger gelten sollen, genauestens eingehalten werden. Hier leistet die zeitlose Geduld des chinesischen Vogelfreundes wahre Wunder der Vogeldressur, und trotz der sonst großen Armut des Volkes werden für solche Künstler des Gesanges leidenschaftlich hohe Preise bezahlt, von vermögenden Liebhabern sogar der Gegenwert von mehreren tausend DM. Die mongolische Lerche erreicht im Käfig ein Alter von über 10 Jahren, einige werden bis zu 17 und 18 Jahren alt. Ihr Peking Name ist *bai-lingr*, der – den Schriftzeichen entsprechend – volksetymologisch als „(Vogel mit den) hundert (übernatürlichen) Begabungen“ gedeutet wird, vielleicht aber weiter nichts als die onomatopoetische Andeutung und Wiedergabe ihres Tirilierens ist. Ein besonders charakteristisches Bild bot sich in Peking in der letzten Hälfte des Monats Mai, wenn im Legationsviertel eine ganze Gruppe von Vogelfreunden mit ihren Mongolenlerchen gemächlich längs der Mauern saß, um ihren Zöglingen den Ruf der Blauelster zu Gehör zu bringen, die dort um diese Zeit ihrer Paarung und Brut besonders lebhaft war. Auch die Lerchen werden in ihren umhüllten Käfigen mit einem kleinen Bambusstöckchen zur Ruhe gemahnt, wenn sie sich mit eigenmächtigem Gesang über die Rufe der Blauelster hinwegsetzen.

In Süd- und Mittelchina hat man entsprechend der anderen Vogelwelt auch einige andere Käfigvögel. Hier muß ich an erster Stelle den Hauben-Mainan nennen. Er gehört zur Starenfamilie, und man stelle sich einen Staren mit völlig glänzend-schwarzem Gefieder vor, der auf den Flügeln einen markanten, kreisrunden weißen Fleck trägt, weswegen er von den englisch sprechenden Ausländern in

China auch „dollar-wing“ genannt wird. Er hat ein Paar stechend gelbe Augen im Kopf, die ihn nur umso klüger und aufgeweckter erscheinen lassen; vorne an der Stirn hat er einen lustigen, struppigen Busch von Federn, der ihm den wissenschaftlichen Artnamen *crisatellus*, „behaubt“, eingebracht hat. Er ist einer der kecksten, heitersten und lärmendsten Gesellen unter den Vögeln Mittel- und Südchinas, tritt in den Städten in großen Scharen auf und bevölkert mit Vorliebe die hohen Dächer und Hallen verlassener chinesischer Gebäude, in deren Dach- und Mauerwerk er gerne nistet. Das Firstgebälk der Haupthalle des halb verlassenen Konfuziustempels in Nanking war ein paradiesisches Asyl für ihn. Draußen vor den Städten findet man ihn häufig auf dem Rücken der mächtigen Wasserbüffel, weshalb wir Deutsche ihn gern Büffelstar nannten, und gelegentlich sieht man ein halbes Dutzend von ihnen den Bauch oder Rücken dieser vorweltlichen Tiere nach Larven oder anderen Insekten absuchen. Oft läßt er sich auch gemütlich auf dem Rücken der schwarzen chinesischen Schweine tragen. Er hat eine laute Stimme, die immer witzig und lustig erscheint. Daher ist er auch als Käfigvogel ein beliebter Gesellschafter. Eines Tages stehe ich in Nanking auf dem Vogelmarkt inmitten einer dichten Volksmenge und treibe meine Studien an neu eingetroffenen Ammern und Meisen. Da ruft jemand hinter mir in etwas gepreßter Stimme, etwa der eines kleinen Kindes, laut: „Wä! Wä! Yän-ba-go! Mau lai-la, – wo da-se ni!“ d.h. „He! He! Paß auf, Star! Die Katze kommt! – Ich schlag dich tot!“ Ich drehe mich erstaunt um, und hinter mir steht ein lächelnder Chinese, der mir einen Käfig mit einem Hauben-Maina hinter die Ohren gehalten hat. Diese erste, überraschende Begegnung mit einem mühelos Chinesisch sprechenden Staren werde ich nie vergessen. Den Nachsatz „ich schlag dich tot“ hatte der Star als Abwehr und Drohung gegen anschleichende Katzen erlernt. Seit vielen Jahrhunderten wird dieser liebenswerte und volkstümliche Vogel in der Kunst dargestellt. Die Chinesen nennen ihn *ba-go*, d.h. (in der volksetymologischen Deutung) „mein älterer Bruder (Nr.) 8“ (mein achter älterer Bruder), ein Name, in dem das innige Verhältnis des chinesischen Menschen zum Star auf einfachste, volkstümliche Weise zum Ausdruck kommt. Um menschliche Laute nachahmen zu können, muß die spitze Zunge des Staren erst rund geschnitten werden. Eine alte Überlieferung ist, daß dies am 5. Tag des 5. Monats, einem Festtag des alten chinesischen Kalenders (etwa Anfang Juni), geschehen soll (wahrscheinlich, weil dann die jungen Tiere das rechte Alter dafür haben). Schriftliche Belege für sprechende Stare finden sich bereits im 5. Jhdt., und hier sei eine kurze, lustige Geschichte aus dieser Zeit angeführt:

Huan Huo, Arbeitsminister der Djin-Dynastie (4. Jhdt. n. Chr.), hatte in Djing-dsdiou einen ‚Adjutanten‘ (*tsan-djün*), der am 5. Tage des 5. Monats einem Hauben-Maina die Zunge schnitt, damit dieser sprechen lerne. Der Maina vermochte bald auf das beste menschliche Worte wiederzugeben. Auf einem großen Fest, das der Arbeitsminister für seine Beamten gab, hieß er den Staren, die Stimmen und Sprechweisen der rings anwesenden Gäste nachzuahmen. Dies gelang dem Staren bei jedem Einzelnen mit erstaunlicher Treue. Einer unter den Gästen aber hatte ein Nasenleiden und näselt wie mit verstopfter Nase. Es war schwierig nachzuahmen. Der Star gab sich große Mühe, aber mit wenig Erfolg. Da steckte das Tier zur Wiedergabe

auf einmal seinen Kopf in einen Krug, – da glich seine Stimme genau der des nasenkranken Gastes. – Bei diesem Gastmahl hatte ein Aufseher in Gegenwart des Maina etwas gestohlen. Der Star erspähte einen Augenblick, wo niemand zugegen war, um dem Adjutanten insgeheim zu sagen: „Der Aufseher hat gestohlen“. Der Adjutant ging darauf nicht ein und schwieg. Als dann der Aufseher Rindfleisch stahl und der Star das dem Adjutanten wiederum meldete, sagte dieser: „Wenn du sagst, es sei Fleisch gestohlen worden, so solltest du Beweise dafür haben.“ Der Star erwiderte sofort: „Es liegt in frischen Lotosblättern eingepackt hinter dem Wandschirm dort.“ Der Adjutant sah nach und fand das Fleisch wirklich dort. Er verhängte strenge Strafe. Der Dieb aber nahm in seiner Verzweiflung heißes Wasser, goß es über den Vogel und verbrühte ihn zu Tode, zur großen Trauer seines Herrn...¹

Der Hauben-Maina ist auch begehrt in der Volksmedizin, und in einem chinesischen Werke aus dem 9. Jhdt. heißt es: „Der Hauben-Maina nimmt das Fieber hinweg; er lernt menschliche Worte besser als ein Papagei. Man nehme die Pupille eines Hauben-Maina, zerstoße sie zusammen mit menschlicher Milch und träufele diese Mischung ins Auge. Man erhöht damit auf wunderbare Weise die Sehkraft.“² – Vieles wäre über meine Begegnungen mit anderen interessanten Käfigvögeln Südchinas zu berichten, etwa über die chinesische Lachdrossel *hwa-mei* (d. h. „gemalte Augenbraue“, wegen ihres schön gezeichneten weißen Augenstreifs; im Deutschen auch unter dem Namen Augenbrauen-Häherling bekannt) mit ihrem prachtvoll geflöteten Gesang; über die chinesische Amsel, die im Chinesischen ihrer großen Gesangs- und Imitationskunst wegen den Namen *bai-schö*, d. h. „Hundert Zungen“ trägt, oder über den lustigen Chinesischen Bülbül, der immer wieder in der Malerei dargestellt worden ist und von den Chinesen wegen seines weißen Hinterkopfes gemeinhin *bai-tou-weng*, „Der weißköpfige Alte“, genannt wird. Aus Raumangel begnügen wir uns mit der Erwähnung der Namen.

Soweit die Vögel in China selbst brüten, werden sie jung aus dem Nest genommen und mit viel Geschick großgezogen. Ich habe in Peking mehrfach nestjunge Wiedehopfe mit Hammelfleisch – die von den Chinesen für alle fleischfressenden Vögel vornehmlich verwendete Kost – aufgezogen, die sich dann wie Haustauben völlig frei bewegten und auf ein Flötenzeichen vom Dach herab in den Hof zur Fütterung kamen. Nachts wurden sie zum Schutz gegen streunende Katzen in einen Käfig gesperrt. Erst nach sechs oder acht Wochen, wenn die Jungtiere selbst schon größere Flüge unternehmen konnten, machten sie endgültig von ihrer Freiheit Gebrauch und flogen davon. Alle in China oder gewissen Gebieten Chinas nicht brütenden Vögel werden auf ihrem Zuge von den Vogelfängern mit

1 Aus dem *Yu-ming-lu* (von LIU I-ch'ing, 5. Jhdt.), übersetzt nach dem Text in Chia Tsu-chang: *Niao yü wen-hsiüe* (2. Aufl. Shanghai 1933, Verlag K'ai-ming shu-tien), S. 48.

2 Aus dem *Yu-yang tsa-tsu*, übersetzt nach dem Text in Chia Tsu-diang, a. a. O., S. 49. Eine ähnliche Version findet sich im *Pen-ts'ao kang-mu* (16. Jhdt.), das in seinem Kapitel über „Vogelmedizinen“ für den Ornithologen eine Fundgrube interessanter Verwendungsweisen der Vögel in der chinesischen Medizin darstellt. Vgl. Bernard E. READ: „Chinese Materia Medica, Avian Drugs“, in: *Peking Natural History Bulletin* 1931–1932, Vol. 6, Pt. IV, S. 1–112.

Fallen oder Leimruten gefangen. Noch vor Helligkeit pflanzt der Vogelfänger am geeigneten Reviere seine kräftigen Holzstöcke in die Erde oder befestigt sie in den Spitzen einiger allein stehender Bäume, umbindet die Stöcke oben dicht mit immergrünen Zweigen vom Lebensbaum (*Thuja orientalis*) oder Wacholder (*Juniperus chinensis*) und steckt in diese Büschel mehrere, etwa 30–40cm lange Leimruten. Der Leim muß gut vorbereitet sein, darf nicht zu klebrig noch zu kalt sein. In zahllosen kleinen Käfigen hat der Fänger, entsprechend der Art der Vögel, die er fangen will oder die gerade ziehen, Lockvögel mitgebracht, die, wenn sie die Stimmen vorüberziehender Artgenossen vernehmen, gleichfalls zu rufen beginnen und auf diese Weise den ziehenden Schwärm zum Niederfliegen bewegen und ihn heranlocken. Da weit und breit auf dem kahlen Hügel sonst kein Baum oder Busch zum Niedersetzen ist, fliegen die Tiere auf die getarnten Leimruten, an denen sie hängen bleiben. Innerhalb weniger Stunden hat der Fänger bei gutem Vogelzug oft Hunderte von Singvögeln gefangen. Die Weibchen, unschönen, beschädigten oder nicht marktgängigen Tiere werden gleich wieder in Freiheit gesetzt, die anderen in größere Käfige sortiert und dann, in oft stundenlanger Wanderung an elastischer Stange über der Schulter getragen, auf den Markt gebracht. Solch ein Vogelmarkt, der in den großen Städten regelmäßig an festgesetzten Wochentagen und verschiedenen Plätzen stattfindet, ist der Treffpunkt aller Vogel-freunde und bietet je nach der Jahreszeit immer wieder ein neues, fesselndes Bild. Da wimmelt es von Kreuzschnäbeln, Bergfinken, Rosengimpeln, Grünlingen, Seidenschwänzen, Zeisigen, Meisen, Berg-Braunellen, Kernbeißern, Brillenvögeln, Piepern, Lerchen, den vielen verschiedenen Ammerarten, Drongos, Rohrsängern, Rubin- und Blaukehlchen, Käuzen, Falken und Habichten. Ja, auch Hunderte von Sperlingen sind oft zu finden. Bei letzteren ist der buddhistischen Gläubigkeit Rechnung getragen, die es als gutes Werk ansieht, gefangenen Tieren die Freiheit wiederzugeben. So opfert man gerne ein paar Pfennige, um die gefangenen Sperlinge zu befreien. Sonst aber wandern sie, recht knusprig und braun in schöner Soja-Sauce gebraten, auf die Auslagenstände der chinesischen Delikatäßgeschäfte.

Auf diesen Märkten oder anderen freien Plätzen der Stadt erlebt man auch häufig packende Dressurübungen der verschiedenen Vogelarten. Ja, man erstaunt über die Fähigkeiten mancher Arten, denen man als unerfahrener Mitteleuropäer auf Grund der Freilandbeobachtungen solche Künste nicht ohne weiteres zutrauen würde. Alle Kernbeißer erweisen sich mit ihrem klobigen Schnabel hervorragend geschickt im Aufschnappen von hochgeworfenen Kugeln. Die Dressur beginnt zunächst am ungefütterten Tier ganz einfach, indem man kleine Hirsekörner (*gau-liang*, Sorghum), statt sie den Tieren in den Schnabel zu reichen, vor ihrem Schnabel wenige Zentimeter hochwirft. Die Tiere, die auf einem kleinen Stabe getragen werden, an dem sie mit einer Schnur befestigt sind, versuchen sogleich, das hochgeworfene Samenkorn mit dem Schnabel aufzufangen. Nach ausdauernder Übung sind sie bereits in wenigen Tagen soweit, daß sie nicht nur darauf achten, das Samenkorn in der Luft aufzuschnappen, sondern auch wieder elegant und glatt auf ihrem Sitz zu landen. Ist der Kernbeißer – meist nimmt man

dazu den kleinen Schwarzkopf-Kernbeißer – in ausreichendem Maße zutraulich und zahm geworden, so löst man ihn von der Schnur, und nun fängt der Vogel bereits etwa 1 m hoch geworfene Hirsekörner in kleinen Rundflügen aus der Luft. In wenigen Wochen steigert sich die Dressur zusehends: Statt der Hirsekörner, die zu leicht sind als daß man sie gut hochwerfen könnte, nimmt man nun erbsengroße Kugeln aus Bein (Knochen), die bereits mehrere Meter hoch geworfen werden. Kaum ist die schneeweiße Kugel in der Luft, schwingt sich der Kernbeißer auf, um sie am höchsten Punkte aufzuschnappen. Den Glanzpunkt der Abrihtung aber stellt das Auffangen von 3 Kugeln dar: Zu diesem Zweck hat der Liebhaber sich aus Bambus eine elastische Stabschleuder angefertigt, auf deren pfeifenkopffartiges Ende er die beinerne Kugel legt, um diese mit geschicktem Schwung etwa 10 bis 15 m hochzuwippen. Diese Höhe ist erforderlich, damit der Vogel Zeit findet, die unmittelbar darauf in die Höhe geschleuderten beiden anderen Kugeln ebenfalls noch im Fluge oder im Abfluge mit dem Schnabel aufzufangen. Der Vogel weiß, daß die beinerne Kugeln nicht zu essen sind, daß er aber stets mit fetten Hirsekörnern belohnt wird, wenn er die Kugeln auf der Schulter oder der Hand des Herren abgelegt hat. So fängt also das fliegende Tier mit dem Schnabel drei solcher Kugeln in etwa 10 bis 15 m Höhe in der Luft und bringt sie im Schnabel brav zu seinem Herrn zurück.

Beliebt ist auch das Spiel zweier Männer mit dem Kreuzschnabel. Der eine trägt einen frei fliegenden, zahmen Kreuzschnabel auf seiner Hand, der andere winkt zunächst in geringem Abstände von etwa 3 m mit einem Geldschein. Der Kreuzschnabel holt ohne Zögern diesen Geldschein und bringt ihn zu seinem Abflugsort zurück, wo er als Anerkennung für seine Leistung einige Samen erhält. Der Abstand zwischen den beiden Männern wird allmählich immer größer, und schließlich fliegt der Kreuzschnabel 30 bis 40 m weit, zurück mit flatterndem Geldschein über die schaulustige Menge hinweg, die ebenso erstaunt wie erfreut über diese Leistung ist. Freilich landet er, wenn das Menschengedränge zu groß und die Entfernung zu weit ist, mit seinem Geldschein auch gelegentlich auf der unrichtigen Schulter, was dem heiteren Volke umso mehr Spaß bereitet.

Auf solchen Märkten finden sich natürlich auch die „Vogeltäuscher“, die einigen „Roßtäuschern“ ähnlich, die Unerfahrenen zu täuschen trachten. Da kommen in jedem Frühjahr und Herbst in Peking große Mengen, an einzelnen Tagen Hunderte von Brillenvögeln (*Zosterops*) auf den Markt. Von diesen reizenden, gelbgrünen Vögelchen mit seidenweiß umrandeten Augen und leuchtend schwefelgelber Kehle gibt es in China zwei Arten. Der Goldkinn-Brillenvogel (*Zosterops erythropleura*) besitzt rotbraune Flanken und ist im Norden Chinas auf dem Frühjahrs- und Herbstzug sehr verbreitet, der Mandarin-Brillenvogel (*Zosterops japonica simplex*) aber hat hellgraue Flanken, ist ein Vogel südlicher Verbreitung und daher in Peking sehr selten und teuer. Kein Wunder, daß die „Täuscher“ statt dieses raren Vogels einfach die rotflankige Species nehmen und ihr mit größter Sorgfalt und Raffinesse die roten Flankenfedern entfernen, so daß wirklich nur der Fachmann auf Grund sorgfältiger Untersuchung zu Hause unterscheiden kann, ob er einen echten Mandarin-Brillenvogel oder einen „frisierten“

Goldkinn-Brillenvogel erstanden hat. Den Vogelhändlern ist diese Praxis unter dem Namen *ba-mau* d.h. „Federn ausziehen“ bekannt. Sie bieten dann die rotflankigen, die sog. *hung-lei* (wörtl. „Rottrippen“) als „Grünflanken“ (*tjing-lei*) um das 3–5-fache des Preises an. Nach Aussagen der Vogelhändler kommen „Grünflanken“ jedes Jahr in Peking vor, angeblich überwiegend im Frühjahr und nur ausnahmsweise im Herbst, und es ist nicht ausgeschlossen, daß die südliche Art doch öfter nach Norden gelangt als die ornithologische Wissenschaft bisher weiß. Das Rot der Flanken wechselt bei den Individuen – zum Teil auch auf Grund des Geschlechtsdimorphismus – vom tiefen Kastanienbraunrot bis zum feinsten, leisesten Anflug eines zarten, kaum sichtbaren Rostrots. – Es gibt nur wenige Käfigvögel von so rührender Anhänglichkeit untereinander, und als ich einmal aus meiner Schar von etwa 40 gekäfigten Brillenvögeln der Hälfte die Freiheit schenkte, kamen tagelang abends und tagsüber immer wieder nahezu alle Freigelassenen zurück zum Käfig, um außen auf dem Käfig dichtgedrängt zu schlafen. Ihre Anhänglichkeit war so rührend, daß ich schließlich allen die Freiheit gab. Ihre Neigung, sich fest aneinander zu drängen und engste „Federfühlung“ zu halten, ist in Japan zur festen Redensart geworden in dem Ausdruck *mejiro-oshi*, d.h. „Gedränge (wie bei) Brillenvögeln“. Der chinesische Name des Vogels ist *fen-yänr* d.h. „Puderauge“ oder *bai-yänr*, „Weißauge“. Auch ist, mehr im Süden Chinas, der Ausdruck *hsiu-yän*, d.h. „(wie mit weißer Seide) gesticktes Auge“ geläufig.

Von dem einst in China königlichen Sport der Hahnenkämpfe habe ich in Nord- und Mittelchina nichts mehr erfahren. Vielleicht lebt er noch auf einigen Dörfern im Süden des Reiches. Auch die berühmten Wachtelkämpfe, von denen in der chinesischen Literatur oft die Rede ist, dürften weithin ausgestorben sein. In Nanking veranstalten Vogelfreunde gelegentlich noch Kämpfe zwischen den Papageischnabel-Meisen (*Paradoxornis webbianus*), kleinen, gesellig im Ried lebenden, lebhaften, zierlichen und kämpferischen Vögeln, mit zwar kurzem, aber sehr kräftigem, papageien-ähnlichem Schnabel. Einer ihrer vielen chinesischen Namen ist wegen der Rundlichkeit und Farbe des Tieres „Eselmistbällchen“ (*lü-fen tjiur*), sonst werden sie aber meist „Braune Bohne“ (*hwang-dou*) oder auch „Riedwolle“ (*wei-jungr*) genannt. Sie werden in Käfigen gehalten, bei denen eine Wand aus besonders weichen, etwas dünneren und biegsamen Bambusstäbchen besteht. Vor dieser Wand wird innen, auf etwa ein Drittel unterer Höhe, eine ca. 10cm breite Bühne aus feinen streichholzdicken Stäben eingefügt: der Kampfplatz des Tieres. Dicht anschließend und passend an diese Wand wird ein anderer Paradoxornis-Käfig mit der gleichen Einrichtung aufgestellt, in dem sich ebenfalls ein Papageischnäbler befindet. Die Vögel kämpfen nun durch die lockeren Stäbe hindurch, und der Vogel, dem nach dem Urteil der Kampfrichter am meisten zugesetzt wurde oder der auf Grund der kräftigen Bisse des Gegners zu schreien anfängt, hat verloren. Wie bei allen Tierkämpfen spielt auch hier das Wetten eine Rolle.

Ich erwähnte oben feilgehaltene Beizvögel auf den Vogelmärkten. Die Habichte werden in den Bergen mit großen Schlagnetzen gefangen. Der Vogelfänger

baut sich eine gut getarnte Hütte aus Reisig, die so groß ist, daß er sich gerade darin bewegen kann. An einer Seite ist eine kleine Öffnung, durch die er den Würger beobachtet, der in etwa 2m Entfernung mit ihren Habichten in mandchurischen Bergen gejagt hatten, feilzubieten. Wer als armer Bauer mit 30 geschulterten Fasänen auf dem Pekinger Markt erscheint, ist schließlich auch noch der rücksichtslosen Ausbeutung durch die Pekinger Markthändler ausgeliefert. Er muß seine mühsam herbeigeschleppte und erjagte Beute um jeden Preis absetzen. Ich erstand einen wunderbaren Pukras-Fasan (für den Gegenwert von etwa 2,50 DM), den ich dann als Balg aufbewahrte. – Ein großer Singschwan im Gewicht von etwa 15–20 Pfund kostete durchschnittlich den Gegenwert von 5,– DM und war ausreichend für eine große Festtafel von 10 Personen. Sein Fleisch ist außerordentlich schmackhaft. Bei den Chinesen ist es allerdings nicht sehr geschätzt, obwohl Schwäne im Winter stets in großer Menge auf den Geflügelmärkten angeboten werden; es gilt ihnen als „swan“ d. h. „sauer“. Ich selbst glaube, daß diese Einteilung nach einer der bekannten chinesischen Geschmackskategorien ein Vorurteil ist, das freilich – wie bei allem Geflügel – für alte, zähe Tiere zutreffen mag.

Rund um Peking ist der Fasan selten geworden. Umso besser steht es damit in Nanking. Innerhalb der Mauern dieser sehr ländlichen Großstadt von fast 1½ Millionen Einwohnern ist der Fasan eines der gewöhnlichsten Tiere. Man sah sie fast jeden Tag im Garten, auf den Dächern der Häuser oder gar auf der eigenen Haustürschwelle; ja, gelegentlich sollen sich Jäger morgens vom Schlafzimmer aus ihren Fasänenbraten geschossen haben. Nanking und seine Umgebung ist überhaupt ein Paradies sowohl für den Freund der Jagd als auch für den Vogelbeobachter. Die Nähe des Yangtse-Stromes, die vielen Seen und Teiche der Umgebung bieten Zehntausenden von Wildgänsen, Hunderttausenden von Wildenten und vielen anderen Wassertieren einen idealen Aufenthalt, und nur wer die ausgedehnten Wolken fliegender Wildenten über dem Yangtse gesehen hat, kann sich einen Begriff von der Weite des Landes und seinem Reichtum an Wasservögeln machen. Ein prachtvolles Bild, wenn solche riesigen Scharen wilder Enten von Seeadlern immer wieder aufgejagt werden! – Mit den einfachsten Mitteln, nämlich einer feinen aber starken Schnur und zwei kräftigen Bambushölzchen, aus denen mit einem Kunstgriff in wenigen Augenblicken eine Schlingfalle hergerichtet wird, fangen an den Stellen, wo die Enten abends zu Hunderten oder Tausenden einfallen, die chinesischen Bauern und Fischer allnächtlich Dutzende von wilden Enten und Gänsen, die sie z. T. lebend auf dem Markt verkaufen. Auf die sehr interessanten Namen, unter denen die einzelnen Entenarten zum Beispiel in Nanking von den Händlern angeboten werden, kann ich hier nicht näher eingehen. – Obwohl meines Wissens genauere Untersuchungen fehlen, scheint es mir ziemlich sicher, daß die Hausente des mittleren östlichen China, also im Gebiete Nanking-Shanghai, nicht – wie die Peking-Ente – von der Stockente abstammt, sondern ihrer ganzen Prägung und Färbung nach ihren Stammbaum auf die Fleckschnabelente zurückleitet. Man kommt als Vogelbeobachter in den Reisfeldern nahe den Bauernhütten am Yangtse auf größere Entfernung häufig in Zweifel, ob man Wildenten oder

Hausenten vor sich hat, und mancher Jäger schoß hier Hausenten statt der vermeintlichen Wildenten nach dem Motto „Mir ist sie wild genug“. Ich selbst habe auf dem Yangtse beobachtet, wie sich Fleckschnabelenten den auf dem Strome treibenden Hausentenscharen zugesellten. – Es ist ein eindrucksvolles und unvergeßliches Bild, draußen auf den abgeernteten Reisfeldern vor den Toren Nankings die chinesischen Hütejungen mit ihren großen Scharen zahmer Hausenten zu sehen oder dabei zu sein, wenn diese Tiere zu Hunderten oder Tausenden abends in einfachen Hürden zusammengetrieben werden oder der ganze Straßenverkehr still steht, wenn sie beim Hereinfluten in die Stadt in der Nähe der mächtigen Stadttore die Straßen in breiter Front bedecken. Sie werden zu einem großen Teile in Salzlake gepökelt und dann in sehr charakteristischer Form mit langgestrecktem Halse platt zusammengedrückt, so daß sie die Form einer kleinen chinesischen Laute annehmen; daher heißen sie in dieser Gestalt als Nankinger Spezialität meist *pi-ba ya-dse* d. h. „Lauten-Ente“. Wegen ihrer brettähnlichen Starrheit heißen sie auch oft *ban ya-dse* d. h. „Brett-Ente“. In einigen Geflügelläden zieren sie, fein säuberlich in viele Reihen gehängt, zu Dutzenden die Deckenwände des Verkaufsraumes. Die Bauern vor der Stadt hängen sie häufig an die unteren Äste ihrer niedrigen Gehöftbäume, und es ist immer wieder ein überraschendes Bild, solchen lustig im Winterwind baumelnden Pökelenten zu begegnen.

Ich kann hier nur beiläufig auf die Peking-Ente eingehen. In ihr feiert chinesisches Feinschmeckertum einen seiner Höhepunkte, und man müßte die ganze Atmosphäre eines speziellen Enten-Restaurants, wie etwa des „Tjüan-djü-dö“ („Zur völlig versammelten Tugend“) in der Chinesenstadt Pekings schildern, um eine annähernde Vorstellung dieses lukullischen Kults zu vermitteln. Es geht da lärmend und urwüchsig zu; jede einzelne Phase der raffinierten Zubereitung wird von Spezialisten vollführt: Zunächst das sehr sorgfältige Rupfen, bei dem die Haut nicht im geringsten verletzt werden darf; dann die vorsichtige Entfernung der Eingeweide durch die natürliche hintere Leibesöffnung (– die Ente wird nicht aufgeschnitten! –) oder durch ein unauffälliges Achselloch; das Einpumpen von Luft zwischen Haut und Fleisch, damit die Haut beim Rösten in sich den rechten Grad von Knusprigkeit erlangt und nachher leichter gesondert zu tranchieren ist; das Rösten über dem offenen Holzfeuer, nachdem man den Leib bis zu einer gewissen Höhe mit Wasser gefüllt hat und die hintere Leibesöffnung durch einen fingerlangen und ebenso dicken, hohlen Bambuspstopfen verschlossen hat und somit also das Tier von außen brät und innen kocht; und dann vor allem das kunstgerechte Tranchieren und Auftragen der Haut der fertig gerösteten Ente vor den versammelten Gästen, – die Haut, die als besonderer Leckerbissen zuerst serviert wird und bei deren Genuß es einige verwöhnte Feinschmecker belassen; und dann das weitere Tranchieren des dampfend heißen Fleisches in kleine mundgerechte Scheibchen, das ebenfalls vor den Augen der Gäste zelebriert wird. Alles dies geht mit außerordentlichem Geschick sehr lebhaft vor sich und mit viel Humor und Heiterkeit einher, und keine Tafel der Welt erreicht so freudige und aufgeschlossene Stimmung wie die chinesische. Die Hautstücke und Fleischscheiben werden auf der Hand auf handtellergröße, salzlose, dünne, weiche Oblaten gelegt,

mit dunkelbrauner Soya-Paste und geschnittenem chinesischem Lauch gewürzt, zusammengerollt und dann mit den Eßstäbchen zum Munde geführt. Am Ende des Mahls bieten die Kellner dem Gast das verbliebene *djia-dse* d.h. das „Knochengerrüst“ an, aus dem man sich zu Hause noch viele Tage eine erstaunlich gute Suppe kochen kann oder das man den Armen gibt, die am Eingang zum Entenrestaurant auf eine Gabe warten.

Prächtige Vertreter der Entenfamilie beherbergt der ostasiatische Raum: die Baikalente mit ihrer bizarren und maskenhaften Gesichtszeichnung, die reizende und liebenswerte Sichelente, die auffällige Rostgans und andere. Hier ist auch die Ente beheimatet, die in der verschwenderischen Pracht ihres Gefieders in der Welt nicht ihresgleichen hat: die Mandarin-Ente. Die Farbige hat die Maler Chinas und Japans begeistert, und wer ihr in freier Feldbeobachtung zum ersten Male begegnet steht gebannt vor diesem Wunder der Schöpfung. Seit alter Zeit wird sie ihrer Anmut und Zutraulichkeit wegen in Parkanlagen und Gärten gehegt, und in zahllosen Dichtungen ist sie seit drei Jahrtausenden besungen worden, oft einfach ihrer Schönheit wegen, meist aber zur zarten oder auch unverhüllten Andeutung der Liebe zwischen Liebenden. Sie wurde zum Sinnbild engster, treuester Geschwisterliebe, vor allem aber der Liebe und Treue zwischen Ehegatten. Kostbare Seidendecken und -kissen, die oft in jahrelanger, mühsamer Arbeit mit Mandarin-Enten bestickt wurden, zieren die Ehebetten oder Hochzeitsbetten reicher Chinesen. Oft sind auch die Frauengemächer mit Mandarin-Enten in verschiedener Weise geschmückt: auf den Wandschirmen, die häufig das Schlafgemach vom übrigen Räume trennen, ist in kunstvoller Lack- oder Schnitzarbeit, in buntem Elfenbein oder Perlmutter das Sinnbild der Gattentreue in Form der beiden Enten dargestellt. Wann immer man mit einfachen oder gebildeten Chinesen über diese Ente spricht, stets wird man auch heute noch in naiver Gläubigkeit hören, daß diese Tiere überhaupt nur paarweise leben können und daß im Falle der gewaltsamen Trennung oder des Todes eines Partners der andere vor Sehnsucht bald zu Grunde gehen wird. Hier spielt gewiß die literarische und mündliche Tradition eine große Rolle. Über die Anhänglichkeit der Tiere untereinander wird uns folgende kurze, aber charakteristische Legende aus dem 15. Jhdt. berichtet:

Im 10. Monat des 6. Jahres der Ära Tscheng-hwa (– das entspricht dem November des Jahres 1470 unserer westlichen Zeitrechnung –) erlegte auf dem Da-tung-See nahe der Stadt Yän-tscheng (in Mittelchina) ein Fischer eine männliche Mandarinente mit einem Pfeil, nahm sie aus und steckte sie in einen Kessel auf seinem Boot, um sie zuzubereiten. Das Weibchen dieses Mandarinerpels aber verfolgte den Fischer mit unablässigem Rufen und wollte nicht weichen. Als dann der Fischer den Deckel des Topfes abnahm, stieß das Weibchen in die brodelnde Brühe und kam so ums Leben.³

Häufig sind in der Literatur jene Erzählungen, in denen Geschwister, Liebende oder Ehegatten nach einem Leben in vorbildlicher Treue schließlich in Mandarin-Enten verwandelt werden und in dieser Gestalt weiter leben. Als Beispiel sei folgende Geschichte angeführt:

3 Aus der Lokalchronik von *Huai-an-fu*, übers, nach dem Text in ChiaTsu-chang, a. a. O., S. 307.

In der Sung-Zeit lebte in Tschau-dschou ein reicher Mann, der erblickte, als er am Strom entlang schritt, zwei Kinder von wunderbarer Schönheit, und als er sie nach ihrer Herkunft fragte, antworteten sie: „Wir sind Bruder und Schwester, ein Zwillingspaar. Wir haben in frühester Jugend unsere Eltern verloren und sollten im Hause des Onkels großgezogen werden, doch wurden wir von der Tante verworfen und mußten bettelnd durchs Land ziehen und sind nun 13 Jahre alt geworden.“ Der reiche Mann faßte die Kinder bei der Hand und nahm sie zu sich in sein Haus. Der Bruder durfte fischen gehen und wurde darüber selbst bei Schnee und Sturm nicht müde. Die gefangenen Fische übergab er seinem Herrn, einen Rest davon verteilten die beiden Geschwister unter sich zur Speise. Die Schwester verbrachte den ganzen Tag mit Sticken. Sie stickte Mandarinenten (Liebesenten), die so vollendet waren, daß auch nicht ein Daunenhärschen oder Federchen an ihrem Federkleide fehlte. Als sie nun drei Jahre dort verbracht hatten und die Schwester erwachsen war, näherte sich der reiche Mann ihr mit ungeziemender Absicht. Sie wies ihn aber zurück mit den Worten, daß sie noch jung sei und Gewalt unschicklich. Sie stickte ihm ein Gedicht auf das Futter seiner Jacke, welches lautete: „Ihr fandet eine Frau, so schön wie eine Blume, die Tag für Tag ihr Frauenzimmer wohl behütet. Sie liebt den Wechsel schöner Blumen nicht, sie hält es mit den treuen Liebesenten.“ Der ältere Bruder meinte: „So auf andere Leute angewiesen zu sein, ist bitter. Es ist besser wir gehen.“ Die Schwester schrieb darauf folgendes Gedicht auf die Wand des Hauses: „Den ganzen Tag verbracht ich mit dem Sticken treuer Liebesenten, kaum blieb noch Zeit, die fein geschwungenen Augenbrauen mir zu malen. Nun aber werde ich ins Wolkenreich der Feen heimkehren, wo wir vielleicht in hundert Jahren dann gemeinsam altern werden.“ Darauf verwandelten sich Bruder und Schwester in ein Pärchen Mandarinenten und flogen davon.⁴

Ein Werk mit alten Geistergeschichten, etwa aus dem 4. bis 6. Jhdt., enthält eine Erzählung, die gleichfalls die Verwandlung Liebender in Mandarin-Enten zum Gegenstand hat:

Der Kammerherr Han Ping des Prinzen Kang von Sung hatte sich mit einer äußerst schönen Frau namens Ho vermählt. Der Prinz wollte ihm diese Schönheit streitig machen. Der Kammerherr ward zornig darüber, weshalb ihn der Prinz einkerkern ließ und ihn dann zur Fronarbeit an die Große Mauer (fern im höchsten unwirtlichen Norden) verbannte. Der Kammerherr nahm sich das Leben. Seine Frau hatte (aus Trauer) heimlich ihre schönen Gewänder verrotten lassen, und als der Prinz eines Abends mit ihr eine hohe Terrasse des Palastes bestiegen hatte, stürzte sie sich von der Brüstung hinab. Zwar versuchten Männer aus der Umgebung des Prinzen, sie zu ergreifen, das Gewand aber hielt nicht in ihren Händen und die junge Frau kam bei dem Sturz zu Tode. In ihrem Gürtel fand man einen hinterlassenen Brief, in dem es hieß: „Der Prinz liebt das Leben, ich liebe den Tod. Ich möchte, daß meine Leiche mit der meines Mannes zusammen beerdigt werde.“ Der Prinz ward erst zornig und wollte nichts davon wissen, dann aber gab er Anweisung, die beiden Gatten nebeneinander zu bestatten und sagte: „Da eure Liebe als Mann und Frau im Leben unvollendet war, so will ich nicht mehr im Wege stehen, wenn ihr nunmehr im Grabe gemeinsam ruhen wollt.“ Bald wuchs ein riesiger Katalpabaum am Ende des Grabes

4 Aus dem *Chiang-hu chi-wen*, übers, nach dem Text in Chia Tsu-chang, a. a. O., S.305.

empor, der mit seinen Wurzeln von unten und mit seinen Zweigen von oben schützend das Grab umschlang. In dem Baume aber nistete ständig ein Paar Mandarinenten, die morgens und abends nicht voneinander wichen, die Hälse umeinander legten und so traurig riefen, daß auch die Menschen gerührt wurden. Daher betrauernten auch die Leute dort im Lande Sung den Tod der treuen Ehegatten und nennen seit jenen Tagen den Katalpabaum den Liebesbaum, und für sie sind die Mandarinenten die Gestalt gewordenen Seelen des verstorbenen Kammerherrn Han Ping und seiner treuen Gattin.⁵

Im Zusammenhang mit den Wasservögeln möchte ich über ein Beispiel des Vogels als geschicktem und nützlichem Helfer des Menschen berichten. Es ist der zum Fischfang abgerichtete Kormoran. Dieses Kapitel würde alleine ein ganzes Buch füllen. Ich möchte hier nur auf eine Form des Fischens mit Kormoranen ganz kurz eingehen, da sie meines Wissens noch nie beschrieben wurde, nämlich eine Art „Treibjagd“ mit Kormoranen. Da ist Herr Hung, der mit mehreren Gehilfen und einer großen Herde von 50 und mehr Kormoranen über Land zieht, von Teich zu Teich, durch das wasserreiche Gebiet am Unterlaufe des Yangtse-Stroms. Die Kormorane werden auf den langen und weiten Wanderungen getragen, indem man für sie ganz einfach 4 dicke, etwas über 1 m hohe Stöcke am unteren Ende durch weitere 4 dicke Querstücke zu einem pyramidalen Gestell zusammenbindet. Jede dieser 4 unteren Querstützen dient als Sitz für jeweils ein, zwei oder drei Kormorane, so daß auf einem solchen Gestell bei gleichmäßiger Verteilung mindestens vier oder acht Kormorane Platz finden. An jeweils einem Ende jener elastischen Bambusstangen, mit denen die Chinesen so geschickt schwere Lasten über die Schultern zu tragen pflegen, wird eines dieser Gestelle aufgehängt, und so zieht jeder Träger mit mindestens acht Kormoranen oder auch der doppelten Zahl zu den Teichen und Teichbesitzern, in deren Auftrag sie die Teiche leer fischen. Die Gehilfen tragen vier sehr schmale, leichte Boote aus Rindsleder vom Type etwa unserer Paddelboote, auf denen jeweils nur ein Mann Platz hat. Am Teiche angekommen, werden, nach kurzer Ruhepause und wenigen Zügen aus der langen Tabakpfeife mit dem fingerhutgroßen Kopf, die Vorbereitungen für das Fischen getroffen: Schürzen und Hosen aus Ölzeug werden angezogen, die vier Boote ins Wasser gelegt und je ein kleiner Korb zum Aufnehmen der Fische und ein Käscher hineingelegt; die Kormorane werden zusammengetrieben und jedem von ihnen wird aus dem zähen Halm einer Segge, die am Ufer reichlich zu finden sind, mit geübtem Griff im Handumdrehen eine unauflöbliche Schleife so dicht um den Hals gebunden, daß gerade noch ein Finger darunter Platz hat. In diesem Augenblick bemerkt man schon die Unruhe und Jagdlust der Tiere, Hals über Kopf stürzen sie sich ins Wasser, und nun beginnt ein unvorstellbares, tolles Jagen und Treiben dieser hungrigen Kormoranmeute, die mit ihren Unterwasserjagden den Teich im Nu in einen brodelnden Hexenkessel verwandelt. Die Männer besteigen sofort, mit einer 4–5 m langen Bambusstange in der Hand die Boote, peitschen mit den Stangen unter lauten Rufen wie „heisch-

5 Aus dem *Sou-shen-dii*, übers. nach dem Text in Chia Tsu-chang, a. a. O., S. 307.

heisch“ oder „ho-ho-ho-ho“ laut klatschend das Wasser und versetzen die Fische in größte Unruhe und die Kormorane in höchste Jagdleidenschaft. Die Bootsleute Staaken nun, in ihren Booten stehend, nebeneinander in einer geraden Linie, die fast die ganze Breite des Teiches ausmacht, in der Längsrichtung des Teiches langsam vor und nehmen dabei dauernd die Beute entgegen, die die Kormorane in ihrem Schnabel tragen oder in ihrem Kehlsack angehäuft haben. Die Schlinge um den Hals verhindert das Verschlingen der erbeuteten Fische, und die Tiere wissen, daß sie ihren Fang abzuliefern haben. Nicht alle kommen gleich mit ihrer Beute angeschwommen, aber jeder Kormoran zieht an einem der Füße eine etwa 1 m lange Schnur hinter sich her und wenn einer von ihnen trotz vollen Kehlsacks nicht gleich herbeikommt, wird er von dem Bootsmann mit seiner langen Stange, an der oben ein kleiner, enger Widerhaken ist, in dem sich die Schnur unter Wasser sofort verfängt, herbeigezogen und gewaltsam seiner Beute entledigt. Gelegentlich sind die erbeuteten Fische so schwer und groß, daß der Kormoran sie nur für wenige Augenblicke in seinem Schnabel tragen kann, geschweige denn verschlingen kann. In solchem Falle reicht der wachsame Bootsmann seinem treuen Fänger schnell den Käscher, ein Netz an langer Stange hin, in den der Vogel die oft mehrere Pfund schwere Beute abwirft. Alles geht in großer Aufregung und Hast und unter lautem Zischen und Rufen vor sich und ist für Mensch und Tier recht anstrengend, so daß eine solche „Treibjagd“, bei der der Teich von einem Ende bis zum anderen gründlich durchgekämmt wird, höchstens eine Stunde dauert. Einige Kormorane werden schon vorher müde und kommen mit einem Satz auf den Bootsrand gesprungen, um sich dort auszuruhen, werden aber meist bald wieder ungnädig ins Wasser gejagt. Nach einstündigem Treiben wird eine ebensolange Ruhepause für die ermüdeten Kormorane eingelegt, während derer sie auf dem Ufer sitzen, mit weit ausgebreiteten Schwingen ihr Gefieder trocknen und sich wärmen. Solch eine Herde von Kormoranen gibt meist ein vielstimmiges Konzert aus meckernden, grunzenden, schnurrenden und knurrenden Lauten, meist nicht sehr freundlichen Tönen. Viele Zentner Fische werden auf diese Weise am Tage gefangen, und wenn die Hauptarbeit geleistet ist, bekommen auch die Kormorane ihren Anteil, nachdem man ihnen die Schlinge vom Hals gelöst hat. Den Hauptteil erhält der Teichbesitzer, ein angemessenes Teil der Fischer mit seinen Gehilfen, der wiederum seinen Überschuß an die Fischhändler weiter verkauft. Manche der Kormoranfischer arbeiten auch im Auftrage von Fischhändlern. Eines Abends waren die ganzen Kormoranfischer an festlich gedecktem Tisch bei mir zu Gast. Es gab eine große Tafel, und sie hatten mir ihre schönsten Fische als Gastgeschenk mitgebracht, die jeder von ihnen durch die Kiemen an einer schlanken Weidengerte aufgereiht hatte und sie so an der Hand trug. Eine Uhr besaß keiner von ihnen, man wußte, was vormittag, mittag und nachmittag war, und wollte man sich mit ihnen verabreden, so zeigten sie mit dem Finger zum Himmel, wo um die verabredete Stunde die Sonne stehen würde.

Den Jäger wie den Vogelfreund dürfte der große Bestand an Großtrappen interessieren, den China noch besitzt. Die riesigen Felder und Flächen der Nord-

chinesischen Ebene vermögen diesen, an kleine Strauße erinnernden, prachtvollen Großvögeln noch den nötigen, ungestörten Aufenthaltsraum zu bieten. Als Zugvögel verbringen sie den Winter in Nordchina, doch dringen sie in besonders kalten Wintern auch weit südlich des Yangtse vor. Im strengen China-Winter 1944/45 hielt sich auf einer der großen Inseln im Yangtse in der Nähe von Nanking eine Schar von insgesamt etwa tausend Tieren auf. Es sind bekanntlich äußerst scheue Vögel, deren Jagd besondere Vorsicht erfordert. An den bekannten Aufenthaltsplätzen werden ausgestopfte Trappen oder Locktiere aufgestellt, und dann wartet man aus großer Entfernung, bis sich eine Schar von Trappen dort niedergelassen hat. Mit einem offenen Personenwagen (Jeep), in dem eine Anzahl Jäger mit ihren Gewehren Platz genommen hat, wird die Herde in immer engeren Kreisen umfahren bis man in Schußnähe gekommen ist und feuert dann vom Wagen aus auf die sehr schwer vom Boden abkommenden Tiere. Eine Gruppe geübter Jäger vermag wohl eine Tagesbeute von etwa 20–30 Trappen und mehr zu erzielen. Auch werden die Vögel von geschickt getarnten Gruben aus geschossen. Sie sind ein sehr beehrtes Wildbret; ihre schön gezeichneten Schwanz- und Flügel Federn werden zu Fächern verarbeitet. Starke Männchen wiegen bis zu 30 Pfund. Der gewöhnliche Pekinger Name ist *di-bu*, wobei *di* in der Bedeutung „Erde“ und *bu* als der eigentliche Name der Trappe angegeben wird. Im Volksmund hört man daher als häufige Wendung *tiän-ngo, di-bu* d. h. „Himmels-Gans (= Schwan) und Erd-Trappe“, was den normalen Erfahrungen eines Menschen auf dem weiten, platten Lande entspricht, der Schwäne meist im Fluge, die Trappen aber in der Regel in Scharen auf seinen Äckern sieht. Im übrigen erfreut sich die Trappe in China merkwürdigerweise keines guten Rufes. Ein kaiserlicher Prinz, sechzehnter Sohn des ersten Herrschers der Ming-Dynastie (1368–1644), ein hervorragender Literat und Kenner des chinesischen Dramas kommentiert zu dem Wort Trappe an einer gegebenen Stelle: „Die alten unter den Freudenmädchen nennt man ‚Trappen‘. Die ‚Trappen‘ ähneln einer Gans, sind aber größer. Sie machen sich eine Freude aus geschlechtlichen Ausschweifungen, sind unersättlich und geben dem Begehren eines jeden Vogels nach.“⁶ So trägt auch die Bordellmutter den Namen „Trappe“, während der männliche Besitzer eines Freudenhauses „Schildkröte“ genannt wird. Angeblich gibt es unter den Großtrappen nur weibliche Tiere; sie leben daher in wilder Ehe mit den Männchen anderer Vögel. Aber worauf sich diese Vorstellung gründet, ist nicht geklärt, wie so manches Andere bezüglich dieses Vogels. So findet sich in der ältesten chinesischen Liedersammlung (ca. 1000–500 v. Chr.) der Vogel *bau*, das klassische Wort mit der angeblichen Bedeutung „Trappe“. Ein früher Kommentator erklärt den Vogel *bau* dort mit den Worten: „Er ähnelt einer Wildgans, ist aber größer und hat keine Hinterzehe.“⁷ Das Fehlen der Hinterzehe ist in der Tat ein Kennzeichen der Trappen. In dem alten Liede aber heißt es dann weiter, daß sich diese Vögel *bau* auf

6 Der Text findet sich u. a. bei MOROHASHI, *Dai-kanwa-jiten*, Bd. 12, S. 13403 unter Zeichen Nr. 46730.

7 Text zitiert bei MOROHASHI, a. a. O., unter Zeichen Nr. 46730.

Eichen, Jujuben und Maulbeerbäumen versammeln – für eine Trappe ein unmögliches Verhalten. Die interessanten Fragen, die damit aufgeworfen werden, können hier nicht erörtert werden. Das Wort *bau* setzt sich in der heutigen Schrift zusammen aus den Zeichen „Sieben-zig-Vogel“. Das Volk sieht in dieser Schreibweise einen Hinweis auf die herdenhafte Geselligkeit dieser Vogelart.

Vom Specht erzählte mir ein alter Pekinger Schäfer den Spruch: *ben-da ben-da, i-tiän tschì sa*, wobei die ersten vier Silben lautlich das Trommeln und Klopfen des Spechtes wiedergeben (*da* heißt auch „schlagen“), die letzte Hälfte des Spruches, „an einem Tage frißt er (nur) dreie (nämlich Beutetiere)“ darauf hinweist, daß er trotz seines vielen Trommelns und Klopfens doch nur dreimal am Tage etwas findet. Dies könnte ein Hinweis auf die richtige Beobachtung sein, daß der Specht trotz seines stundenlangen Trommelns auf einen Ast niemals Nahrung dabei aufnimmt, andererseits liegt es nahe, daß die alten Erfinder des Spruches die Funktion des Trommelns als rein instrumentale Lautäußerung des Spechtes noch nicht kannten und von dem Hacken und Hämmern – das der Suche der Insekten dient – noch nicht zu scheiden wußten. Der gewöhnliche Pekinger Name für den Specht ist *ben-da-mu*, „der Holztrommler“, freilich in waschechtem Pekinesisch *ben-dr-mu* gesprochen, – ein Wort, das lautlich interessant ist, da es eines der äußerst seltenen chinesischen Worte mit deutlich geroltem Zungen-r ist, von denen ich während meines langen Aufenthaltes in Peking nur noch ein einziges anderes hörte, nämlich das „trr-trr“ der Eseltreiber. – Der selbe Schäfer erzählte mir von dem wehrhaften Königsdrongo, jenem amselgroßen, in Flug und Gestalt durch seinen leierartig geschwungenen Schwanz ungemein anmutigen und eleganten Vogel mit herrlich grün-blau-schwarz glänzendem Gefieder, daß er „eiserne Flügel“ (*tiä-bang*) habe. In der Tat schlägt er mit seinen Flügeln den Milan aus seinem Bereiche und oft sah ich ihn Nachtreiher weithin in die Flucht jagen. Die Chinesen nennen ihn *li-djii*, d. h. „Schwarzhuhn“ (= Schwarzvogel), und wegen seines frühen und regelmäßigen Rufens sagen sie von ihm, daß er die Fünfte Nachtwache rufe (*djiau wu geng*). Wer allerdings seine unartikulierten, knarrenden, quiekenden und knarrenden Laute kennt – in die er nur ausnahmsweise einzelne wohlklingende Laute einflücht – weiß, mit welcher unwirschen Stimmen der chinesische Landmann zur Fünften Nachtwache geweckt wird. Junge Königsdrongos kommen gelegentlich auf den Markt, sind in ihrer rührenden Anhänglichkeit und unbedingten Zutraulichkeit, ihren kecken schwarzen Augen äußerst liebenswerte Tiere, aber durch ihr anhaltendes Rufen und Betteln selbst für Chinesen auf die Dauer unerträglich. Einen schönen Anblick bieten die Drongos, wenn sie im September zum Zuge rüsten und zu Hunderten über den Feldern nach fliegenden Heuschrecken und Libellen jagen. Oft schießen sie auch, von ihrem Ansitz auf niederen Uferweiden, auf die fliegende Beute in elegantem, fast fliegenschnäpperartigem Jagdflug herab. – Von den Käuzen nannte mir der Schäfer den öfter gehörten Spruch: *bu pa yä-mau djiau, djiu pa yä-mau hsiau*, d. h. „man braucht sich nicht zu fürchten, wenn der Kauz ruft, man muß sich aber fürchten, wenn er lacht“, denn dann kündigt er den Tod eines Menschen. – Einige Vögel (und andere Tiere), die der Chinese dauernd zu Gesicht bekommt, mit denen er

ein alltägliches, vertrautes Verhältnis hat, bezeichnet er gerne mit *lau*, d. h. „alt“ (etwa in dem Sinne, wie im Deutschen „mein alter Freund“ auch auf junge Menschen bezogen sein kann). Es bezeichnet dasselbe Wort aber darüber hinaus zugleich die „anhaltende“ Verhaltensweise eines Vogels. Ich erwähnte oben schon eine der Bezeichnungen für den Kirschkerneißer, *lau-hsir*, und die gewöhnliche Bezeichnung für Greifvögel, *lau-yingr*. Der Graureiher, der oft stundenlang regungslos dasteht, sich sonnt, schläft oder auf Beute wartet, heißt *lau-deng*, d. h. „der alte (Vogel, der da) immer wartet“. Die Krähen heißen *lau-gwa*, „die alten (Vögel, die da) immer *gwa*-(rufen)“. Daß man (Saat-)Krähen, heimlich beschließen, in mittenächtlicher Stunde zu Hunderten von ihren Sitzplätzen aus den schlanken Bambuskronen schütteln kann, sie eiligst aufrafft und lebendig in große Säcke stopft, habe ich selbst erst zu meinem großen Erstaunen von einigen Burschen in Nanking gelernt, die ich mehrfach, auf ihren düsteren, abenteuerlichen Touren begleitete. Auf dem Markte finden zwar solche Krähen keinen Absatz, unter der ärmeren Bevölkerung aber werden sie von Liebhabern gegessen, und wer will, kann sie seinen Gästen als gebratene Tauben vorsetzen. Die jungen Tiere sind tadellos im Geschmack.

Von der niederen Welt der Unglücksrabben bis hin zu den Regionen des Kranichs ist ein gewaltiger Flug. Dieser stolze Vogel wurde zum Sinnbild und Reittier der Unsterblichen, auf denen sich diese hinaufschwingen in die erhabene, überirdische Welt jenseits der Wolken, zum Sinnbild des Adels, der Einsamkeit und Erhabenheit und der unendlichen Sehnsucht in die Ferne. Seit zweieinhalb Jahrtausenden werden Kraniche in China gezähmt und zu Begleitern der Fürsten, Einsiedler und zurückgezogenen Gelehrten. Dichter fast aller Jahrhunderte haben die Anmut und Würde dieses Vogels beschrieben oder als Anspielung verwendet. Ihr eigenartiger Balztanz erregte die Aufmerksamkeit der Chinesen sehr früh und der Dichter Bau Dschau (5. Jhdt.) hat uns eine poetische Beschreibung tanzender Kraniche hinterlassen.

Wenn ich seltene Bücher durchstöbere und die (darin beschriebenen) Naturgegenstände unter einander vergleiche, so finde ich nichts merkwürdiger als den lebend zur Welt kommenden Vogel der Unsterblichen (den weißen Kranich) ... Sein schöner Körper entspricht den Anforderungen weiter Flüge, und er besitzt ein Herz voll Verständnis für die reinen Fernen ... Er betritt die Gefilde der Geister, so weit auch die Reise ist; er häuft wunderbare Lebensjahre an und wird daher sehr alt ... Die Bewegungen seines langen Halses sind von eleganter Schönheit, die Tritte seiner hohen Beine zeigen Würde und Anmut. Er spreizt seine schneeweißen Federn und spielt (im Sonnenlicht) mit seinem eigenen Schatten; er entfaltet seine herrlichen Schwingen und nähert sich den roten Dünsten der Sonne ... Da läßt er seine hellen Töne auf der rötlichen (Palast)treppe erschallen und tanzt auf dem goldenen Söller als ob er flöge. Zuerst schlagen er und seine Genossen ununterbrochen mit den Flügeln, wie die tanzenden Phönixe; zum Schlusse winden sie sich wie dahineilende Drachen. Darauf folgen zögernde Bewegungen, um plötzlich wieder aufzufliegen und dann zusammensinken. Sie erheben erschreckt die Leiber wie vereinigte (weiße) Samenkronen und breiten die Flügel aus wie wehender Schnee. Bald verlassen sie ihre Reihen, als ob sie anderswohin eilen wollten, bald vereinigen sie sich wieder,

als ob sie sich gegenseitig stützten ... In ihrem Aussehen liegt besondere Schönheit, in ihrer Haltung unendliche Eleganz (Wegen dieser ihrer Tanzkunst wurden die Kraniche früher) im Wei-Reiche (hochgeehrt und) in Wagen herumgeführt; und (beim Begräbnis der Tochter des Fürsten) von Wu (Ho-lü) (führten sie einen Tanz auf und) zogen die ganze Bevölkerung (in die Gruft) mit sich fort. Durch Pflege und Zucht erreichen die Kraniche ein tausendjähriges Leben, doch stets behalten sie ihre Sehnsucht nach unendlich weiten Gegenden.⁸

Zum Abschluß möchte ich noch einiges über das Verhältnis des chinesischen Menschen zu jenem Vogel sagen, der auch im Leben unseres Volkes von jeher eine hervorragende Stellung eingenommen hat: der Kuckuck. In China gibt es zahlreiche Vertreter der Kuckucksfamilie: Dscheng Dso-hsin zählt in seiner 1955 veröffentlichten Liste der Vögel Chinas nicht weniger als 26 Arten bzw. Unterarten für das Gesamtgebiet Chinas auf.⁹ Aber nur drei oder vier von ihnen haben durch ihre Häufigkeit und die auffällige Art ihres Rufes die Phantasie der Chinesen beflügelt. Dem jedermann geläufigen, zweisilbigen Rufe des gewöhnlichen Kuckucks verdankt auch in China der Vogel seinen gängigen Namen *bu-gu* oder *ko-gu*. Von dieser Art befinden sich in China, je nach den Gebieten, 4 verschiedene Rassen: *Cuculus canorus fallax* **Stresemann** im Osten bis zur Höhe von Schantung, *Cuculus canorus bakeri* **Hartert** im Südwesten und Westen, *Cuculus canorus subtelephonus* **Zarudny** in Chinesisch-Turkestan und Tibet sowie *Cuculus canorus canorus* **Linnaeus** in den nördlichen Grenzlanden.¹⁰ Den Worten *bu-gu* wird allgemein der Sinn „Säet (*bu*) Getreide (*gu*)“ untergelegt und damit auch der Vogelname mit den entsprechenden Schriftzeichen geschrieben.

Aber volkstümlicher als der zweisilbige Ruf dieser Art ist der viersilbige Ruf des sog. Indischen Kuckucks (indisch, weil er auch in Indien vorkommt und von dort zuerst beschrieben wurde). Sein wissenschaftlicher Name ist *Cuculus micropterus*, „der kleinflügelige Kuckuck“, von dem man eine nördliche Rasse, *Cuculus micropterus ognevi* **Vorbiev**, unterscheidet, die in der Mandschurei beheimatet ist, sowie eine südlich sich anschließende Rasse, *Cuculus micropterus micropterus* **Gould**, die in ganz Ostchina südlich der großen Mauer einschließlich der äußersten Südgebiete verbreitet ist.¹¹ Ja, die unzähligen Deutungen, mit denen die liebevoll ausmalende Phantasie der Chinesen den Ruf gerade dieses Kuckucks umwoben hat, lassen ihn zweifellos als den volkstümlichsten aller Kuckucksrufe in China, zumindest für sein Verbreitungsgebiet im Osten des Landes, erkennen.¹² Auch wer als Fremder nur einen Sommer im Reich der Mitte verbracht hat,

8 Vgl. Erwin von ZACH: *Die chinesische Anthologie* (Cambridge, Mass. 1958). S.208–210.

9 CHENG Tso-hsin: *Chung-kuo niao-lei len-pu mu-lu* („Verzeichnis der Vögel Chinas mit Angaben über ihre Verbreitung“), Bd.I (Peking 1955, Verlag K'o-hsüe ch'u-pan-she), S.175–183.

10 CHENG Tso-hsin, a. a. O., S.178–179, mit ungefähre Verbreitungskarte der Rassen.

11 CHENG Tso-hsin, a. a. O., S.177, mit Verbreitungskarte der beiden Rassen.

12 Ich habe im folgenden einige meiner früheren Ausführungen zum Kuckuck hier zur Vervollständigung und Zusammenfassung herangezogen. Vgl. meinen Aufsatz „Der Indische Ku-

dem hat sich der Ruf des „one more bottle“, wie der Indische Kuckuck durchweg von den Ausländern in China seines Rufes wegen genannt wird, tief ins Gedächtnis geprägt. Bringt es doch die eigenartige Ländlichkeit der chinesischen Städte mit sich, daß selbst in Millionenplätzen wie Schanghai (ca. 7 Mill.), Peking (ca. 4 Mill.) und Nanking (ca. 1,3 Mill.) der Kuckucksruf – ebenso wie der Ruf des Wiedehopfs oder auch der mannigfachen Reiherarten, die oft inmitten dieser großen Städte nisten –, zu den alltäglichen Selbstverständlichkeiten gehört. Für den, der aus dem Westen kommend, zum ersten Male auf den hohen, goldgelben Firsten kaiserlicher Hallen der Verbotenen Stadt Pekings Wiedehopfe rufen sieht und hört, oder von den grauen, schlichten Ziegeldächern der Stadt und den hohen Zinnen der mächtigen Stadtmauer Nankings die anhaltenden Rufe der verschiedenen Kuckuckarten vernimmt, sind solche Begebenheiten einprägsame Erlebnisse. Jahr für Jahr sieht man als Vogelfreund mit der gleich großen Erwartung den ersten Rufen des Indischen Kuckucks entgegen, und immer wieder ist man in besonderer Weise betroffen, wenn man seine herausfordernden Flötenrufe in den frühen Morgenstunden des Tages seiner Ankunft vernimmt. Einer der chinesischen Namen dieses Kuckucks ist *ssi-scheng ko-gu*, d.h. Viersilben-Kuckuck: 4 wunderbar klar und weittragend geflötete Silben, die man lautlich mit gwó-gwo gwó-gu wiedergeben könnte, werden in flotter Folge vom Männchen zu einem Ruf vereinigt.¹³ Diese 4 Silben werden in ungefähr gleicher Lautstärke (forte) und strengem Rhythmus vorgetragen, wobei ein leichter Akzent auf der 1. und der 3. Silbe liegt. Der Ruf wird zu allen Tageszeiten und – zum Kummer vieler, die in den heißen subtropischen Nächten der Mai- und Junimonate ohnehin schlecht schlafen – auch sehr häufig in allen Stunden der Nacht vorgetragen. So wird es vom Temperament oder anderen Umständen des Einzelnen abhängen, ob er den Ruf als Plage oder Begeisterung empfindet. Wo freilich in kleinem Revier – wie etwa in den Gärten des Gesandtschaftsviertels in Peking – an einzelnen Tagen mehrere Individuen fast unablässig aus nächster Nähe von den schattenspendenden Bäumen rufen, gehört schon einige Nachsicht dazu, diesen Ruf niemals als Störung zu empfinden. Hinzu kommt, daß der Ruf an schwülen, feucht-heißen oder auch Regentagen besonders häufig und eindringlich erklingt, an Tagen also, die an die Nerven der meisten Nicht-Chinesen ohnehin schon eine Probe zu stellen pflegen; und für den witzigen Kopf, der dem Vogel und seinem Rufe den vortrefflichen Namen „one more bottle“ – gemeint ist Whisky – gab, waren die vier Silben sicherlich eher Ausruf der Verzweiflung als „besänftigender Flötenruf“.

Fragt man die Landbevölkerung, wie der Vogel, der da die 4 Silben ruft, heiße und was er eigentlich rufe, so bekommt man in Nordchina meist ohne Zögern die Antwort: *gwang-gurhauku* d.h. „Der Junggeselle hat's schwer“. Es war mir leider

ckuck (*Cuculus micropterus* Gould). Studien aus Peking und Nanking“, in: *Bonner Zoologische Beiträge*, Heft 1, 1950, S.21–29, sowie auch die kurzen Bemerkungen zum Kuckuck in meinem Buche *Die Lieder des Li Yü*, Köln 1950, S.121–123.

13 Genaue Angaben über die Tonhöhen und Dauer des Rufes sowie die Dauer der Rufserien finden sich in meinem vorstehend erwähnten Aufsatz in den *Bonner Zool. Beiträgen*, S.22–23.

nicht möglich, die Geschichte, die dieser Rufinterpretation zu Grunde liegen muß, festzustellen. Es ist aber sicher, daß dabei an die „Heimatlosigkeit“ des Unverheirateten mit ihren mannigfachen inneren und äußeren Schwierigkeiten, besonders in einer streng und eng organisierten Gesellschaft wie in China, gedacht ist, als Abbild der Heim- und Heimatlosigkeit des Kuckucks, der sich unstät und flüchtig, ohne eigenes Nest und ohne feste eheliche Gemeinschaft, als Männchen in freier Polygamie, durch die festgefügte Gesellschaft der übrigen Vögel bewegt und ihr gar noch auferlegt, seine Brut großzuziehen. Alle diese Elemente treten in den nachstehend angeführten Kuckucksgeschichten deutlich zutage, und vom „Junggesellen“ und Unverheirateten bis zum Landstreicher ist, wie sich zeigt, nur ein Schritt. Oft genug freilich wird mit echt chinesischem Humor der Ruf in *gwang-gur hau gwo*, „Der Junggeselle hat's gut“, umgewandelt. In jedem Falle aber wird der chinesische Bauer bald hinzufügen, daß die Ankunft dieses Kuckucks stets zusammenfällt mit der Zeit höchster ländlicher Arbeit, nämlich der Zeit der Ernte (z. B. des Weizens im Mai in Nanking) und der Vorbereitung der zweiten Ernte (wie z. B. dem Auspflanzen der Reisschößlinge). So kommt es, daß dem Rufe des Indischen Kuckucks unzählige Texte unterlegt werden, die mit der Landarbeit dieser Jahreszeit in engstem Zusammenhang stehen. In Nanking hörte ich von einer alten Bäuerin als Rufwiedergabe *mo hwang kwai go*, „Das Getreide ist gelb, schnell schneidet es!“, ferner von einem Soldaten *tsan lau mo ku*, „Die Seidenraupen sind alt (d. h. voll entwickelt), das Getreide ist gelb“. Eine Bäuerin aus der bekannten Stadt der braunen Tonwaren, Ihsing in der Provinz Chekiang, erklärte den Ruf u. a. mit *kwai kwai bo gu*, „schnell, schnell säet Getreide (für die zweite Ernte)“ und *djiau djiau gwa gwo*, „Begießt, begießt das Gurkengemüse“. Sehr oft hört man in Mittelchina den Text *gwang-gur dung-tschu*, „Junggeselle, beweg die Hacke (zur Feldbestellung)“. In der Provinz Hupeh vernimmt man aus dem Rufe die Aufforderung *go djia tscha ho*, „Jederman pflanze (jetzt) Reissetzlinge!“, welches dem Rufe *djia djia dsai ho*, „Ein jedes Haus pflanze (jetzt) Reis!“ sehr ähnlich ist. Schon aus dem 16. Jhdt. sind uns ähnliche ländliche Rufdeutungen überliefert. Ein solches Beispiel aus drei zusammenhängenden Rufen sei hier angeführt: *Ah gung Ah po, go mai tscha ho, to kuä po ku*, „Großväterchen, Großmütterchen, schneidet den Weizen, pflanzt den Reis, legt eure verschlissenen (dick wattierten Winter-)Hosen ab!“¹⁴ Soziale Not kommt häufig in längeren sehr volkstümlichen Kuckucksgedichten zum Ausdruck, u. a. kurz angedeutet in den beiden Rufen, die mir ein alter Schäfer in der Nähe Pekings mitteilte: *dan ma tsai dschu*, „Schimpf über den reichen Geizkragen!“ und *wo-tou bai-schu*, „Maismehlbrot und Süßkartoffel“, welches die Nahrungsmittel der Ärmsten sind.

Auch das kindliche Frage- und Antwortspiel zwischen Mensch und Kuckuck ist in China bekannt. Oft wird ein solches „Responsorium“ zu kleinen reimenden Strophen zusammengefaßt. Ein Mönch aus dem Orte Yang-kuo in der Provinz Shantung nannte mir aus seiner Heimatstadt die folgenden reizenden Verse:

„*Ni dsai ná-li?*“ „Wo bist du denn, (rufender Kuckuck)?“

14 Aus dem *Pen-ts'ao kang-mu*, übersetzt nach dem Text in Chia Tsu-chang, a. a. O., S. 154–155.

„*Wo dsai Yang-kuo.*“ „Ich bin in Yang-kuo.“
 „*Tsche-di schömmo?*“ „Was issest du denn?“
 „*Ho-di hú-du.*“ „Ich trinke Maismehlbrühe.“
 „*Na-go dsó-di?*“ „Wer macht sie denn?“
 „*Wo ör hsi-fu.*“ „Meine Schwiegertochter.“

Man beachte den strengen Viersilben-Rhythmus und den Akzent in der Umschrift des chinesischen Textes.

Von den vielen Kuckucksgeschichten, die sich die chinesischen Bauern im Zusammenhang mit den Rufdeutungen des *Cuculus micropterus* erzählen, seien an dieser Stelle drei Beispiele gebracht.

Warum der Kuckuck „*gwang-gur do tschu*“
 („Ein Landstreicher entriß mir meine Hacke“) ruft.

Vor vielen Jahren lebten in einem Hause Mann und Frau einträchtig beieinander. Die häuslichen Verhältnisse waren sehr bescheiden, und was sie auf ihrem Acker ernteten, reichte in fetten Jahren kaum aus, den Hunger zu stillen. Gab es eine Mißernte, so ging der Mann hinaus, Geld zu verdienen. In diesem Frühjahr hatte es nun lange nicht geregnet, und es schien, als könne man kein Getreide säen, da es nicht anwachsen würde. „Reisig war teuer wie Cassiaholz, Reis kostbar wie Perlen“. Das Leben für die Armen war äußerst schwer. So beriet der Mann mit seiner Frau und ging schließlich aus, Geld zu verdienen.

Schon viele Jahre war er weggeblieben ohne zurückzukehren. Die häuslichen Arbeiten hatte die Frau alleine zu verrichten. Wie hätte sie bei ihrer Armut auch eine Hilfskraft dinging können?! Somit hatte sie die ganze Feldarbeit alleine zu tun. Als sie eines Tages bei großer Hitze auf ihrem Acker den Boden hackte, und, als die Kräfte schon weichen wollten, dennoch so gut es ging, weiterhackte, kam von der anderen Seite ein verwegener junger Kerl daher, begann mit den Augen zu zwinkern und sie zu necken, ja schließlich trat er näher, entriß ihr die Hacke, schlang sie in seine Arme und küßte sie. Denkt Euch: Wie hätte eine furchtsame und schwache Frau einem solch kräftigen Gesellen entgegentreten können? Es blieb ihr nichts anderes übrig, als sich seinen Wünschen zu fügen. „Hungers sterben ist eine belanglose Sache, aber die Frauenehre zu verlieren ist das Ärgste“. Das wußte auch sie, obgleich sie niemals die alten Schriften studiert hatte. Als sie nach ihrer Rückkehr zu Hause noch einmal über den Vorfall nachdachte, ward sie wirklich zutiefst traurig, und je mehr sie sich in Gedanken darüber verlor, desto schwerer wurde es ihr, darüber hinweg zu kommen. Da nahm sie eine Schnur und erdrosselte sich.

Nach ihrem Tode kam sie zum König der Unterwelt. „Du warst doch eigentlich noch gar nicht an der Reihe zu sterben; wie kommt es, daß du nun schon hier bist?“ fragte der. „Jemand hat meine Ehre geschändet,“ antwortete sie schluchzend. „Vor Scham wußte ich nicht, was ich tun sollte. Ich wählte daher den Tod. Aber ich habe den Wunsch, ein Vogel zu werden, um in der Oberwelt (der Menschen) alle Frauen durch mein Rufen zu mahnen, nicht auf meinen Spuren zu wandeln.“ Der Herr der Unterwelt gestattete ihr daraufhin, ein Vogel zu werden, um allen Menschen auf der Welt mahnende Warnung zu sein. So kommt es, daß man alljährlich um die Zeit des 4. und 5. Monats (d.h. im Mai und Juni nach westlichem Kalender) den

Ruf *gwang-gur do tschu, gwang-gur do tschu* („Ein Landstreicher entriß mir meine Hacke, ein Landstreicher entriß mir meine Hacke“) vernimmt.¹⁵

Warum der Kuckuck in der Erntezeit immer
 „*gwang-gur do tschu, hwan wo hsiau-gu*“ („Landstreichende
 Gesellen am Platze der Entführung, gebt mir meine jüngere
 Schwägerin wieder zurück!“) ruft

Vor vielen, vielen Jahren lebten einmal zwei Schwägerinnen wie Schwestern miteinander. Sie waren anmutig wie Blumen und rein wie Jade. Da sie von Haus aus arm waren und nicht ihr Auskommen hatten, gingen beide alljährlich zur Zeit der Getreideernte gemeinsam hinaus auf die Felder zur Ährenlese. So hatten sie auch an einem sehr heißen Tage wie gewohnt das Haus zur Ährenlese verlassen. Da aber die nahe gelegenen Felder alle geschnitten waren, mußten sie wohl oder übel in entfernteren und entlegenen Gegenden auf die Suche gehen, und erst nach langer, langer Wanderung waren sie schließlich an ein Getreidefeld gekommen, das bald geschnitten werden sollte. Sie waren hoch erfreut darüber, und als man das Feld gemäht hatte, machten sie sich eifrig an die Lese. Doch während sie so das Getreide sammelten, tauchte plötzlich in der Ferne eine Schar landstreichender Gesellen auf; die drängten sich heran, schalten mit ungeziemenden Worten und entführten schließlich die jüngere Schwägerin mit Gewalt. Die ältere Schwägerin hub weit über die Felder hin ein lautes Weinen und Wehklagen an, schrie um Hilfe und Rettung, – aber all ihr Schreien war vergeblich und blieb ohne Erfolg.

Es versteht sich, daß die ältere Schwägerin es nicht mehr übers Herz brachte, nach Hause zurückzukehren, nachdem die ihr anvertraute jüngere Schwägerin entführt worden war. Und wie hätte sie es auch wagen dürfen?! Es blieb ihr kein anderer Weg als überall hinzulaufen und jeden, den sie traf, zu fragen: „Habt Ihr meine jüngere Schwägerin nicht gesehen?“ Aber nur enttäuschende Antworten erhielt sie von den herzlosen Menschen. So rief sie allerwegen bitterlich und laut: *hsiau-gu hsiau-gu* (Jüngere Schwägerin, jüngere Schwägerin!) freilich, ohne daß ihr ein Echo auf ihre Rufe zuteil wurde. Sie war in größten Ängsten. Drei Tage und drei Nächte ruhten ihre Füße nicht, noch hatte sie gegessen und getrunken. Schließlich rief sie: „Jüngere Schwägerin! Nur ich bin an deinem Unglück schuld! Wo bist du nun? Lebt deine Seele noch? Auch in meinem Tode will ich deine Seele unablässig rufen, damit du zurückfindest. Jüngere Schwägerin! Ich bin an deinem Unglück schuld. Laß mich nun sterben, um nach dem Tode ein „Vogel der Sehnsucht“ zu werden, der ewig an dich denkt!“ Mit diesen Worten machte sie ihrem Leben ein Ende.

In der Tat wurde sie nach ihrem Tode in einen Vogel verwandelt, und dieser Vogel ist der Kuckuck, der unerfülltes Sehnen und ewiges Gedenken in seiner Brust trägt. Jedes Jahr zur Zeit der Getreideernte kann man seine Rufe hören: *gwang-gur do tschu, hwan wo hsiau-gu* („Landstreichende Gesellen am Platze der Entführung, gebt mir meine jüngere Schwägerin zurück!“); das sind nichts weiter als die Rufe der älteren Schwägerin nach der Seele ihrer jüngeren Schwägerin. Und fragt man dann auf ihre Rufe *Ni dsai nár dschu?* („Wo wohnst du denn?“) so wird sie antworten: *Án dsai hóu hwa-*

15 Übersetzt nach dem Text in *Chia Tsu-chang*, a. a. O., S. 168–169.

yüán-li dschu („Ich wohne hinten in den Blumengärten, d.h. den Frauengemächern!“), damit man ihre jüngere Schwägerin dorthin schicke, sie ihren Heimweg finde und nicht verloren umherzuirren brauche. Ist aber die Getreideernte vorübergegangen, dann lassen auch die Rufe nach. Sie weiß, daß ihre jüngere Schwägerin nicht mehr in den Feldern weilt und die landstreichenden Gesellen gleichfalls heimgekehrt sind, um von der Erntearbeit auszuruhen.¹⁶

Wie es kommt, daß der Kuckuck auch den Namen
ku-scha niau d.h. „Vogel Todtraurig“ trägt

Da lebte einmal eine Familie, eine Mutter mit zwei Söhnen. Den jüngeren Sohn hatte die Mutter selbst geboren, den älteren aber hatte die erste, verstorbene Frau ihres Mannes zur Welt gebracht. So hatte der jüngere Sohn seine leibliche Mutter, während dem älteren nur mehr eine Stiefmutter beschieden war. Die Mutter liebte den eingeborenen Sohn über alle Maßen und haßte und verabscheute den Stiefsohn. Immer dachte sie auf ein Mittel, den älteren Sohn ums Leben zu bringen, doch fand sie nie eine rechte Gelegenheit, ihren Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen. Eines Tages aber war ihr plötzlich ein Gedanke gekommen. Sie rief die beiden Söhne zu sich und sprach mit Ingrimm zu ihnen: „Immer nur essen, ohne zu arbeiten, dabei werden wir unweigerlich vor Armut sterben! Hier sind zwei Säcke mit Hanfsaat. Ein jeder von euch nehme sich einen Sack, dann geht hin zum Südberg, um die Saat zu säen. Nur der kehrt mir zum Essen heim, dessen Saat gekeimt ist, andernfalls will ich euch elendiglich verhungern lassen! Und nun schert euch des Weges!“

Jedes der beiden Kinder nahm den Sack in Empfang, den ihm die Mutter reichte. Dann zogen sie vergnügt aus dem Hause. Als sie kaum die Hälfte des Weges bis zum Südberg gegangen waren, fühlten sich die Kinder todmüde und rasteten daher unter einem großen Baume. Dabei rührte der jüngere Bruder ganz ohne Absicht an den Sack des älteren Bruders und meinte wohl, daß dieser Sack viel leichter sei als der eigene. „Älterer Bruder“, sagte er darauf, „dein Sack ist leichter als der meine, wollen wir nicht einmal tauschen?“ „Gerne!“ entgegnete der ältere Bruder. Dann wechselten sie die Säcke und setzten ihren Weg fort und kamen an den Südberg, wie die Mutter geheißen hatte.

Die beiden Kinder säten mit vieler Mühe ihre Hanfsaat, ein jeder auf den von ihm gewählten Acker, setzten sich dann einträchtig zueinander und warteten auf das Keimen der Saat, um heimzukehren zu ihrer Mutter. Allein, das Feld des älteren Bruders war bald voll gewachsen mit zartgrünen Sprossen, während sich auf dem Acker des jüngeren Bruders nicht einmal ein auch nur nadelspitzgroßes Blättchen zeigte. „Älterer Bruder, gehe du nur schon nach Hause und stille deinen Hunger“ sagte traurig der jüngere Bruder. „Oh nein! Wie könnte ich es über mich bringen, nicht auf dich zu gemeinsamer Rückkehr zu warten und etwa alleine den Heimweg anzutreten?!“ – Ach! Wie hätten die armen Kinder wissen können, daß der Hanf, der in diesem Felde ausgesät war, von der grausamen Mutter in einem Kessel geröstet worden war!? – Einträchtig verblieben die beiden Kinder bei dem Acker, und ehe die Saat Keime getrieben, waren die beiden erbarmenswerten Geschöpfe, die Gesichter einander zugewendet, Hungers gestorben.

16 dito, Chia Tsu-chang, a. a. O., S. 166–168.

Als die Mutter diese schmerzliche Begebenheit entdeckte, wurde sie fast irre vor Sehnsucht nach ihrem Sohne. Bis in die tiefe Nacht hinein, als der Mond bereits im Westen zur Neige ging, saß sie noch geistesabwesend und verwirrt vor der Türe ihres Hauses und erwartete sehnsuchtsvoll seine Rückkehr. Da ließen sich plötzlich zwei Vögel auf dem großen Baume vor dem Hause nieder und begannen zu rufen: *kûú-scha kú-scha, njáng tschau má-dse, schwé dsche-dáu a* („Todtraurig, todtraurig: Die Mutter röstete die Hanfsaat, doch wer hätte das ahnen können?!“) Noch heute rufen jene Vögel so, und so kommt es, daß man auch heute noch den Kuckuck den *kú-scha niau*, den „Vogel Todtraurig“ nennt.¹⁷

Fast alle Assoziationen mit dem Kuckuck – gleichgültig um welche Species es sich handelt – sind trauriger Art, wie auch aus den vorstehenden Beispielen volkstümlicher Erzählungen hervorgeht. Mit ihm verbindet sich in der Dichtung als spätem Zugvogel, der nach dem chinesischen Kalender in der Regel im letzten der drei Frühlingsmonate eintrifft, die Vorstellung des Spätfrühlings und der geschwundenen Blütenpracht – sehr im Gegensatz zu unserer westlichen Auffassung des Kuckucks als Frühlingskünders. Er ist Andeutung der Frühlingseinsamkeit der Frau und der Sehnsucht nach dem Geliebten, mit dem sie gemeinsam die Zeit der Blüte des Jahres genießen möchte. *Bu-gu ki-ko* („Ach, kehre doch heim, Geliebter“) legt die verlassene Geliebte den vier Silben des *Cuculus micropterus* zugrunde.¹⁸

Aber diesen „Indischen Kuckuck“ übertrifft an Eindringlichkeit, Lautstärke und Ausdauer der Rufe bei weitem eine Kuckucks-Art, die vornehmlich im Südwesten Chinas (Ssetschwan) verbreitet ist, im mittleren Ost-China (Nanking) nur selten und in Nord-China gar nicht vorkommt: der Sperber-Kuckuck.¹⁹ Seine Rufe sind dreisilbig und werden, wie bei *Cuculus micropterus* zu allen Tag- und Nachtstunden in einer Rufserie vorgetragen, in der die an sich schon klagenden Einzelrufe sich in Tonlage, Tonstärke und Tempo derart steigern, daß die Tiere in den tropisch-heißen und schwülen Nächten durch die Ausdauer und Eindringlichkeit ihres Schreiens äußerst lästig oder einfach zur Qual werden. Sie sind daher – aber auch in Anlehnung an den Klang und Rhythmus ihres Rufs – von den Europäern mit dem Namen „brain-fever“-bird belegt worden. Es ist kein Wunder, daß die eindringliche Klage dieses Kuckucks als Ausdruck tiefen Schmerzes empfunden wurde. Der Kuckuck „weint“; aus seinem roten, klagenden Munde fließt Blut, das die Fluren, Gräser, Blüten und Bäume rot färbt. „Sein Weinen erinnert an das eines kleinen Kindes. Ist sein Schnabel trocken geworden und fließt daraus

17 dito, CHIA Tsu-chang, a. a. O., S. 164–166.

18 „Bu-gu ki-ko“ ist die grobe, dem Rufe des Kuckucks ähnlicher klingende Wiedergabe der älteren Aussprache für das moderne *bu-ju gwe-tjü*, wörtl. „Kehre doch lieber heim, (Geliebter)“.

19 Es handelt sich um *Cuculus sparverioides sparverioides* **Vigors** (so in J.L. PETERS: *Checklist of Birds of the World*, Cambridge Mass. 1940, Bd. IV, S. 15) = *Hierococcyx sparverioides* (Vigors) (so in J.D.D. LA TOUCHE: *A Handbook of the Birds of Eastern China*, London 1925–1934, Bd. II, S. 46). Er ist im ganzen Flußbereich des Yangtse von Ssetschwan im Westen bis Kiangsu im Osten und allen Provinzen südlich des Yangtse verbreiteter Sommergast. In Yünnan Standvogel.

Blut, so klingen die Töne um so jammervoller, als ob er dem Himmel sein Leid melden wollte“ schreibt Du Fu (712–770) in einem seiner Lieder vom Kuckuck.²⁰ So heißen auch die wild wachsenden Rhododendron, die in einigen Teilen Chinas zur Zeit der Ankunft des Kuckucks ganze Hänge in leuchtendes Rot tauchen, „Kuckucks-Blumen“. Die Stimme dieses Vogels weckt besonders in der Brust des Fremdlings Kummer und Sehnsucht nach der Heimat. „Wie kann man, wenn man voll Kummer in der Fremde sitzt, diese traurigen Laute ertragen? Er scheint sich aber vorsätzlich recht nahe von mir nieder zulassen“, schreibt Du Fu in einem anderen Gedicht.²¹ Die Anspielungen auf die blutigen Tränen oder das Blut aus seinem Schnabel sind zweifellos dichterischer Ausdruck der Trauer, könnten aber auch im Zusammenhang stehen mit der Färbung des Rachens oder der rötlich-braunen Fleckung der Brust des Sperberkuckucks.

Mehrfach spricht Du Fu aber ausdrücklich vom schwarzen Gefieder des Kuckucks. So heißt es in seinem „Lied vom Kuckuck“: „Sein Gefieder ist dunkel-schwarz, sein Aussehen melancholisch“²², oder in seiner „Erzählung vom Kuckuck“ sagt er: „In einen Kuckuck ist er (der Kaiser) verwandelt und sieht häßlich wie eine alte Krähe aus.“²³ Dies ist nicht nur dichterischer Ausdruck des unglücklichen Schicksals des einstigen Herrschers und damit der freudlosen, düstern und melancholischen Erscheinung des „Kuckucks“, sondern hier ist ein klarer Hinweis auf die einfarbig-schwarze Kuckucksart mit krähenähnlichem, glänzend blauschwarzem Gefieder, die in ihren Rufen dem Sperberkuckuck sehr ähnelt, ihn aber an Lautstärke und Intensität noch übertrifft: der chinesische Koel.²⁴ Auch dieser Kuckuck ist ein überaus häufiger Sommergast in Ssetschwan und findet sich darüber hinaus zahlreich in den südöstlichen Küstenprovinzen Fukien und Kwangtung. Wir müssen also neben dem Sperberkuckuck zumindest noch mit diesem auffälligsten aller Rufer unter den west- und südchinesischen Kuckucken rechnen, wenn ein Dichter wie Du Fu einfach vom „Kuckuck“ (chin. *du-djüan*) spricht. Du Fu war mit diesen beiden Kuckucksarten besonders gut vertraut, da er viele Jahre seines Lebens in Ssetschwan weilte und dann in unruhvoller Wanderschaft die Flüsse und Ströme im Südwesten des Reiches mit seinem Boot befuhr.

Wir sahen, daß in der chinesischen Dichtung die Stimme des Kuckucks nicht nur in eindringlicher, quälender Weise die Vergänglichkeit des Frühlings ins Bewußtsein ruft, sondern durch den klagenden Ton auch traurige und kummervolle Empfindungen vor allem in der Brust dessen weckt, der in der Fremde weilt und den er mit seinem Rufe zur Heimkehr mahnt. Für „den Kuckuck“ – d. h. eigentlich

20 Erwin VON ZACH: *Tu Fu's Gedichte* (Cambridge, Mass. 1952), Bd. II, S. 461.

21 Erwin VON ZACH : a. a. O., Bd. II, S. 451.

22 Erwin VON ZACH: a. a. O., Bd. II, S. 461.

23 Erwin VON ZACH: a. a. O., Bd. I, S. 240.

24 Sein wissenschaftlicher Name ist *Eudynamis scolopacea chinensis* **Cabanis et Heine**. Ich habe diesen Vogel im Nankinger Gebiete nie beobachtet, da sein Verbreitungsgebiet im Bereich der Ostküste von Süden her nur bis Foochow hinaufreicht. Vgl. J. D. D. LA TOUCHE, a. a. O., Bd. II, S. 55.

die verschiedenen Kuckucksarten – gibt es im chinesischen Schrifttum viele Dutzend verschiedene Namen, deren wissenschaftliche Identifizierung mit einer bestimmten Art nur möglich ist, wenn eindeutige Kennzeichen angeführt sind (was in der Dichtung nur ausnahmsweise der Fall zu sein pflegt) oder solche erschlossen werden können (wie z. B. aus unterlegten Ruf-Texten entweder den Zweisilben-Rhythmus des *Cuculus canorus* oder den Viersilben-Rhythmus des *Cuculus micropterus*). Andererseits verwendet die klassische Schriftsprache meist nur den Ausdruck *du-djüan* für „den Kuckuck“, und bei der einheitlichen Allgemeingültigkeit der Schriftsprache für das riesige Reich, das viele verschiedene biologische Räume umfaßt, ist es klar, daß *du-djüan* nur ein Sammelbegriff für verschiedene Arten sein kann und ihm dementsprechend Rufe verschiedener Prägung zugesprochen werden. In diesem schriftsprachlichen Namen gilt der Bestandteil *djüan* als ein altes Wort für „den Kuckuck“ und ist wahrscheinlich südwest-chinesischer Herkunft. *Du* ist Familienname eines alten, sagenhaften Herrschers von Schu (dem heutigen Ssetschwan), dessen persönlicher Name Yü lautete und den verschiedene Legenden schon sehr früh mit dem Kuckuck (*du djüan*) in Verbindung bringen. Das Verführungsmotiv tritt auch hier auf, denn er soll als Kaiser die Gattin seines Ministers Biä-ling verführt haben, dankte dann ab und war nie wieder gesehen. Es war gerade die Zeit, wo die Kuckucke rufen. Er soll die Gestalt eines Kuckucks angenommen haben und in dieser Gestalt ruhelos im Lande umherirren. Diesen Gedanken liegt wohl die frühe Kenntnis der ehelosen Lebensweise des Kuckucks zugrunde, und sein spurloses, frühes Verschwinden (zur Zugzeit) hat offenbar schon in alter Zeit zu Ausschmückungen Anlaß gegeben. Nach einer anderen Überlieferung soll der Kaiser auf Grund der hohen Verdienste, die sein Minister Biä-ling hatte, diesem den Thron abgetreten haben.²⁵ Der Kaiser selbst zog sich in die Berge zurück, übte die taoistischen Künste und nahm heimlich die Gestalt eines Kuckucks an. Der Kuckuck heißt daher auch Du Yü Vogel. Die anderen Vögel erkennen seine kaiserliche Abkunft an und ziehen daher ehrerbietig seine Jungen groß. So schreibt Du Fu in seiner „Erzählung vom Kuckuck“:

Freund, hast Du nicht den früheren Kaiser von Ssu-ch'uan gesehen?
 In einen Kuckuck ist er verwandelt und sieht häßlich wie eine alte Krähe
 aus.
 Seine Brut legt er in fremde Nester und füttert sie nicht selbst.
 Die anderen Vögel haben bis heute für ihn seine Jungen geätzt.
 Obwohl die Vögel ihn (auf diese Weise) nach dem alten Zeremoniell zwi-
 schen Fürst und Untertan behandeln,
 Fühlt er sich doch inmitten seiner eigenen Kinder beengt und verlassen.
 Sorgfältig verbirgt er sich im tiefen Walde.
 Im vierten und fünften Monat läßt er dort besonders stark seinen Ruf ertö-
 nen.

25 Dieser Name bedeutet „Schildkröten-Geist“, denn Biä-ling soll durch Verwandlung einem Brunnen entstiegen sein, und er war es, der das hohe Felsgebirge im Osten Ssetschwan's durchstieß, um dem Yangtse in den gewaltigen Schluchten freien Lauf zu schaffen.

Seine Stimme klingt dann jammernd, aus seinem Munde fließt Blut.

...

Solltest Du Dich etwa noch erinnern können an die geschäftige Hast Deiner Minister, die in Audienz vor Dir erschienen, als Du noch am Throne saßest?²⁶

Nach alter Sitte erheben sich die Einwohner der Heimat des Kaisers Du Yü aus gleichem Grunde der Verehrung, wenn der Kuckuck ruft. „Wenn die Leute von Ssu-ch'uan ihn hören, stehen sie alle (ehrerbietig) auf. Bis heute hat die Erziehung diese alte Sitte überliefert ... Ist es etwa unbekannt, daß er vormals in einem tiefen Palast gethront und ihm rechts und links Hofdamen wie rote Blumen zur Seite gestanden?“ heißt es in einem anderen Liede bei Du Fu.²⁷ Dieser Dichter fühlt sich auf Grund des gemeinsamen Sippen-Namens mit Du Yü auf das engste verbunden und mag ihn wohl als seinen kaiserlichen Vorfahren verehrt haben. So kommt es, daß er in seinen Werken häufiger als andere Dichter den Kuckuck besingt und ihm auf diese Weise seine Pietät erweist:

Als ich früher nach Ch'engtufu [in Ssetschwan] wanderte, baute ich mir eine Hütte (Strohhalde) am Ufer des Großen Stromes.

Dort besaß ich mehr als einen Morgen Bambusstauden, die hohen Bäume ragten bis in den Himmel hinein.

Am Ende des Frühlings kam der Kuckuck; traurig rief er zwischen den Bambussen.

Wenn ich ihn erblickte, habe ich ihn stets wiederholte Male ehrerbietig begrüßt; ich verehrte in ihm die Seele des alten Kaisers Tu-Yü (von Ssu-ch'uan, der in einen Kuckuck verwandelt wurde).

Seine Jungen bringt er in den Nestern anderer Vögel unter, und diese wagen nicht deswegen ungehalten zu sein.

Sie füttern sie vielmehr, und erweisen ihm (dem Vater) Ehren, wie sie nur einem Kaiser zukommen.

Wildgänse und Lämmer besitzen seit den ältesten Zeiten ihre feststehenden Sitten.

Die Wildgänse fliegen in geordneten Reihen, das Lamm kniet sich nieder, wenn es die Muttermilch trinkt; die einen halten sich an eine bestimmte Rangordnung, die anderen wissen die Liebe der Mutter zu schätzen.

Die Heiligen und Weisen (des Altertums) sind unser Vorbild geworden, das wir späteren Geschlechtern überliefern müssen.

Betrachte doch nur dieses Wesen der Vierfüßler und Vögel; sie verstehen es auch dem Kuckuck zu dienen (warum gibt es dann aufrührerische Menschen, die es nicht verstehen, den Kaiser zu ehren?). –

Jetzt ist hier in Yün-an plötzlich wieder das Frühlingsende gekommen, es ist gerade ein Jahr vergangen, seit ich krank daniederliege.

Weil ich krank bin, ist es mir hier nicht möglich, den Kuckuck ehrerbietig zu begrüßen (wie ich es in Ch'engtufu getan habe); meine Tränen fließen daher wie eine sprudelnde Quelle.²⁸

26 Erwin VON ZACH: a. a. O., Bd. I, S. 240.

27 Erwin VON ZACH: a. a. O., Bd. II, S. 461.

28 Erwin VON ZACH: a. a. O., Bd. II, S. 457.

Verzeichnis der im vorstehenden Aufsatz genannten Vögel mit ihren wissenschaftlichen Namen

Ammer: China ist ein Paradies für den Ammernfreund. Nicht weniger als 45 verschiedene Ammern – auf 26 Arten verteilt – finden sich hier. Sehr häufig auf den Vogelmärkten die Weidenammer *Emberiza aureola* **Pallas**, die durch China zieht, wenn der Weizen bzw. der Reis reift. Kinder und Erwachsene hüten dann häufig die Getreidefelder und versuchen die verheerenden Scharen durch Trommeln oder Schlagen von Blechbüchsen zu verscheuchen. Begehrter Käfigvogel, mit schönem Gesang. In Südchina in großen Mengen gefangen, frisch oder in Konserven als „rice-birds“ eine Delikatesse. Zahlreich ist auf dem Zuge und den Vogelmärkten die Zwergammer, *Emberiza pusilla* **Pallas**, sowie als Brutvogel auch die Wiesenammer, *Emberiza cioides* **Brandt**, mit 3 Rassen. Auffällig schön die nicht sehr häufige Goldkehlammer, *Emberiza elegans* **Temminck**, ebenfalls in 3 Rassen. Im Winter mitunter in Scharen die Fichtenammer, *Emberiza leucocephala* **S.G. Gmelin**, sowie die Waldammer, *Emberiza rustica* **Pallas**; weniger gesellig aber häufig auch die Maskenammer, *Emberiza spodocephala* **Pallas**, von der gleichfalls 3 Rassen in China bekannt sind.

Amsel: *Turdus merula mandarinus* **Bonaparte**, nur Mittel- und Südchina; eine ausgezeichnete Sängerin.

Baikalente: *Anas formosa* **Georgi**. Diese prächtige Ente trägt zu Recht den ihr 1775 von Johann Gottlieb Georgi (aus Stettin) gegebenen Namen *formosa* d.h. „die Schöne“; sie als Formosa-Ente zu bezeichnen, wie neuerdings auch von deutschen Fachleuten geschieht, ist unzutreffend.

Berg-Braunelle: *Prunella montanella* **Pallas**, häufig auf den Pekingervogelmärkten im Winter. In den sibirischen Bergen beheimatet.

Bergfink: *Fringilla montifringilla* **Linnaeus**.

Blauelster: *Cyanopica cyana interposita* **Hartert**, im Gebiet um Peking, während am Yangtse *Cyanopica cyana swinhoi* **Hartert** vertreten ist. 4 weitere Rassen sind aus anderen Teilen Chinas beschrieben. Erstaunlich ist die Verbreitung dieser Vogelart: Neben den erwähnten Rassen im äußersten Osten Asiens findet sich nur noch eine extrem isolierte und scharf geschiedene Rasse auf der iberischen Halbinsel.

Blaukehlchen: *Luscinia svecica svecica* **Linnaeus**, die von Nordeuropa bis Nordostasien verbreitete Rasse mit rotem Stern. Die ostsibirischen Tiere wandern durch die Mandschurei und Ostchina, um in Südost-China, Indochina, Tenasserim und Assam zu überwintern.

Brillenvogel: Der Mandarin-Brillenvogel oder Chinesische Brillenvogel, *Zosterops japonica simplex* **Swinhoe**, ist südlich des Gelben Stromes verbreitet, wahrscheinlich nur vereinzelt im Norden; der Goldkinn-Brillenvogel, *Zosterops erythropleura* **Swinhoe**, brütet in der Mandschurei und Südost-Sibirien, zieht von Nordosten quer durch China nach Südwesten und überwintert vielleicht in Indochina.

Büffelstar: s. *Maina*.

Bülbül: Der Chinesische Bülbül oder Weißkopfbülbül, *Pycnonolus sinensis* **Gmelin**, in 4 Rassen in China vertreten; lebt nur vom Yangtse südwärts.

Drongo: s. Königsdrongo.

Drosselrohrsänger: *Acrocephalus arundinaceus orientalis* **Temminck et Schlegel**, die östliche Rasse des Drosselrohrsängers.

Falken: Der gewöhnlichste Falke in Peking ist *Falco vespertinus amurensis* **Radde**, der östliche Rotfußfalke, ein sehr nützlicher Insektenfresser, vor allem wenn er in Scharen im Herbst über den Feldern jagt.

Fasan: Der weitaus häufigste ist *Phasianus colchicus*, der „Jagdhasan“, mit 18 Unterarten. Alle anderen Fasane, soweit sie in Ostchina vorkommen, müssen selten geworden sein, da man sie gar nicht oder nur ausnahmsweise zu Gesicht bekommt.

Fleckschnabel-Ente: *Anas poecilorhyncha zonorhyncha* **Swinhoe**.

Goldkinn-Brillenvogel: s. Brillenvogel.

Graureiher: *Ardea cinerea rectirostris* **Gould**, die östliche Rasse unseres Graureihers.

Großtrappe: *Otis tarda dybowskii* **Taczanowski**.

Grünling: Der Chinesische Grünling heißt *Carduelis sinica* **Linnaeus**; es werden mehrere Rassen unterschieden, von denen in Ostchina die verbreitetste *Carduelis sinica sinica* **Linnaeus** ist.

Habicht: Meist *Accipiter gentilis schvedowi* **Menzbier**; als beliebtester Beizvogel nicht selten auf den Vogelmärkten angeboten.

Haubenmaina: s. *Maina*.

Kauz: Der chinesische Steinkauz, *Arthene noctua plumipes* **Swinhoe**, in Nordchina weit verbreitet, wird auf den Vogelmärkten gelegentlich feilgeboten. Er wird zu medizinischen Zwecken verwendet.

Kernbeißer: In Peking meist 3 Arten auf dem Markt. Der Kirschkernebeißer *Coccothraustes coccothraustes coccothraustes* **Linnaeus**, der Maskenkernebeißer *Eophona personata magnirostris* **Hartert** – mit sehr lauter, pfeifender Stimme, ein prächtiges Tier – und der Schwarzkopfkernbeißer *Eophona migratoria migratoria* **Hartert**, etwas kleiner als der vorangehende und, wie unser Kirschkernebeißer, oft in kleinen oder größeren Scharen ziehend. Alle drei erscheinen in Peking oder der Umgebung wohl nur als Durchzügler oder Wintergäste.

Kirschkernbeißer: s. Kernbeißer.

Kreuzschnabel: Im Osten und Nordosten Chinas *Loxia curvirostra japonica* **Ridgway**.

Königsdrongo: *Dicrurus macrocerus cathoecus* **Swinhoe**, verbreitet vom Nordosten Chinas (im Sommer) bis nach Birma.

Kohlmeise: *Parus major minor* **Temminck et Schlegel**. – T.H. SHAW, *The Birds of Hopei Province* (Peking 1936), schreibt von der chinesischen Kohlmeise: „Although many of them are offered in the bird market for sale, they are not highly prized by gentlemen of leisure.“

Kormoran: *Phalacrocorax carbo sinensis* **Blumenbach**.

Krähen: Unter den Rabenvögeln ist die Saatkrähe, *Corvus Irugilegus pastinator* **Gould**, die häufigste. Sie kommt im Winter oft zu Tausenden in die großen Städte zum Übernachten, brütet aber auch ungeniert in den Großstädten, häufig schmarotzend zwischen Reiherhorsten.

Kranich: Der in der chinesischen Malerei dargestellte Kranich ist in der Regel *Grus japonensis* **P.L.S. Müller**.

Kuckuck: Die wissenschaftlichen Namen der erwähnten Kuckucksarten befinden sich im Text. Vgl. auch oben unter Anm. 19 und 24.

Lachdrossel: Gemeint ist hier die als Käfigvogel bekannteste Lachdrosselart, *Garrulax canorus* **Linnaeus**, in der Rasse *Garrulax c. canorus* **Linnaeus** von Kansu aus nach Osten und Süden weit über das Reich verbreitet. Sehr laute Pfeifrufe. Sie ist bei den Ausländern meist unter ihrem chinesischen Namen *hwa-mei* bekannt. LA TOUCHE, a. a. O., Bd. I, S. 64, schreibt: „The Hwa-mei is perhaps the most characteristic bird of the Chinese avifauna ... The Chinese also use it as a fighting bird. At Chinkiang, on the Lower Yangtse, the carrying of a Hwa-mei in a cage, with the large hanging hook pointing forward, indicated in the later days of the Manchu-Dynasty that the owner was a local bully; and I have heard it said that people ‚not in the swim‘, daring to carry their birds in this way, were likely to be attacked and have their birds taken away from them. For this reason, in those days, as recently as 1905, it was not a bird for respectable Chinkiang people to carry about.“

Maina: Der in der chinesischen Malerei dargestellte schwarze Vogel mit einem Büschel von Federn an der Schnabelwurzel ist *Acridotheres cristatellus cristatellus* **Linnaeus**. Linnaeus nannte ihn *Gracula cristatella*. Bekannt ist die Mu Hsi (13. Jhdt.) zugeschriebene Darstellung eines schlafenden Haubenmaina (Abbildung in William COHN: *Chinesische Malerei*, Phaidon Press London. Tafel 110. In der ersten Auflage dieses Werkes [1948] ist dieser Star irrtümlich als Würger bezeichnet). – Die englische Schreibform ist Mynah oder Myna.

Mandarin-Ente: *Aix galericulata* **Linnaeus**.

Mauersegler: s. Segler.

Milan: *Milvus korschun lineatus* **Gray**, die östliche Rasse des schwarzen Milans.

Mongolenlerche: *Melanocorypha mongolica mongolica* **Pallas** dürfte die Form sein, die man in Peking auf den Vogelmärkten findet. Im Kukunor-Gebiet findet sich die Unterart *M. m. emancipata* Meise.

Papageischnabel-Meise: s. Paradoxornis.

Paradoxornis: *Paradoxornis webbianus* **Gray**, die Papageischnabel-Meise; in nahezu einem Dutzend Unterarten über ganz China verbreitet.

Pieper: Von ihnen kommen in Peking fast nur Wasserpieper (*Anthus spinoletta coutellii* **Audouin** und *Anthus spinoletta japonicus* **Temminck et Schlegel** auf den Markt. Im Pekinesischen heißen sie *bing-dji*, d.h. „Eishühner“, weil sie – als Wintergäste – mit Vorliebe am Rande des Eises ihre Nahrung aufpicken.

Pukras-Fasan: auch Koklas-Fasan genannt, in 5 Unterarten über China verbreitet. Im Norden *Pucrasia macrolopha xanthospila* **G. R. Gray**.

Rauchschwalbe: s. Schwalben.

Rohrsänger: Vor allem der Drosselrohrsänger (s. d.) wird oft auf dem Vogelmarkt angeboten. Aus dem Nest genommen, werden sie sehr zahm und anhänglich. *Acrocephalus bistrigiceps* **Swinhoe** brütet in und um Peking; er hat einen sehr kunstvollen Gesang, an die Gesangsweise unserer Schilf- und Getreiderohrsänger erinnernd.

Rosengimpel: Wintergast aus dem Norden in Peking, öfter auf dem Vogelmarkt anzutreffen. *Carpodacus roseus* **Pallas**.

Rostgans: *Tadorna ferruginea* **Pallas**.

Rotschwanzwürger: s. Würger.

Rubinkehlchen: *Luscinia calliope calliope* **Pallas**. In Sibirien vom Ural bis zum Ochotskischen Meer, über Kamtschatka und die Kurilen bis gelegentlich zu den Aleuten. Wandert durch die Mongolei, Mandschurei, Korea, die japanischen Inseln und China bis zu den Winterplätzen in Südchina, Philippinen, Indochina, Indien bis südlich von Bombay.

Schwalben: Die häufigste Schwalbe in Peking ist die Chinesische Rauchschwalbe *Hirundo rustica gutturalis* **Scopoli**; *Hirundo daurica japonica* **Temminck et Schlegel**, die Rotbürzelschwalbe, liebt die Nähe des Wassers oder der Berge und baut kunstvolle Nester an die Decke mit flaschenhalsförmigem Eingang. Auch sie ist häufig.

Schwan: Häufigster Schwan ist der Singschwan *Cygnus cygnus cygnus* **Linnaeus**; der Höckerschwan, *Cygnus olor* **Gmelin**, erscheint nur selten in Peking.

Schwarzkopf-Kernbeißer: s. Kernbeißer.

Segler: Sie gehören wie kaum ein anderer Vogel zum Stadtbild Pekings. Die häufigste Art ist *Apus apus pekinensis* **Swinhoe**. Nach volkstümlicher chinesischer Auffassung verschwinden die Vögel im Spätsommer plötzlich in Mauerlöcher und halten einen Winterschlaf. Als Nahrung nähmen sie während dieser Zeit gelegentlich den Kot der mit ihnen zusammen überwinternden Segler zu sich. – Den Weißbürzelsegler, *Apus cificus cificus* **Latham**, trifft man regelmäßig jedes Jahr auf dem Zuge in Peking, meist im Verband mit dem gewöhnlichen Segler *Apus a. pekinensis*. Er ist jedoch weit seltener zu sehen.

Seidenschwanz: Auf den Vogelmärkten tauchen gelegentlich die häufigere, in Sibirien beheimatete Rasse des gewöhnlichen Seidenschwanzes, *Bombycilla garrulus centralasiae* **Poljakow**, auf – leicht kenntlich an dem gelben Schwanzsaum – sowie der Japanische Seidenschwanz, *Bombycilla japonica* **Siebold**, der eine rote Schwanz-Endbinde trägt. Letzterer erscheint seltener.

Sichelente: *Anas falcata* **Georgi**. S. unten Wildenten.

Specht: In Peking war wohl der Grauspecht, *Picus canus zimmermanni* **Reichenow**, der häufigste Specht. Es folgte der Große Buntspecht, *Dendrocopos major cabanisi* **Malherbe** und der Zwergspecht *Dendrocopos canicapillus scintilliceps* **Swinhoe**.

Sperling: In China sind die Feldsperlinge zu „Haussperlingen“ geworden. Im größten Teile Chinas handelt es sich um die Rasse *Passer montanus iubilaeus* **Reichenow**. Der Feldsperling ist auf zahllosen chinesischen Bildern dargestellt.

Sumpfmeise: *Parus palustris hellmayri* **Bianchi**, beliebter Käfigvogel.

Trappe: s. Großtrappe.

Wachtel: *Coturnix coturnix japonica* **Temminck et Schlegel**, häufig in der chinesischen Malerei mit reifer Vogelhirse (auf dem Halm) dargestellt als Sinnbild friedlicher Jahre, denn die erste Silbe des chinesischen Wortes für Wachtel (*an-ch'un*) ist gleichlautend mit dem Worte für Frieden (*an*). Das Wort für Ähre (*sui*) ist gleichlautend mit dem Wort für Jahr (*sui*). LA TOUCHE schreibt (a.a.O., Bd.II, S.255): „The Chinese train quails for fighting, and are extremely fond of the sport. Père David states that the birds are bathed in hot tea and dried inside their owners' sleeves, and then fed. After the process has been repeated several times the birds become very tame. Couling, in his ‚Encyclopaedia Sinica‘, p.469, writes that the birds are pitted against one another on a railed table. Millet is thrown on the table, and as soon as one picks up a grain the fight begins. The betting is often considerable.“ – In Japan werden bekanntlich die Wachteln in Farmen gezüchtet. Im März 1959 besuchte ich in Toyohashi einen Wachtelzüchter, der jeden Monat 60000 Wachtelküken züchtet. Jedes Jahr gehen allein nach den USA hunderttausende von geschlachteten Wachteln.

Im Jahre 1959 wurden nach Korea ca. 2–300000 lebende Wachteln exportiert. Wachteleier sind in Japan in fast allen Geflügelläden zu kaufen.

Wiedehopf: Upupa epops epops Linnaeus. In Peking und Nanking gewöhnlicher Vogel auf Rasenplätzen, in Gärten, alten Bäumen und Gebäuden mitten in der Stadt. Sein gewöhnlicher Pekinger Name ist *hu-bó-bo*, der wie das Lateinische *Upupa* eine Wiedergabe des Rufes ist. Lönnberg benannte 1909 die östliche Form des über ganz Eurasien verbreiteten Vogels mit dem Namen *Upupa epops saturata*, doch hat man wegen der Schwierigkeit der Abgrenzung dieser Form von der typischen, westlichen Form die Zweckmäßigkeit der Abtrennung in Zweifel gezogen. Vgl. E. HARTERT, *Die Vögel der paläarktischen Fauna*, Ergänzungsband (Berlin 1932–1938), S.358.

Wildenten: Die häufigste Entenart in Ostchina bei Winterbeobachtungen ist die Stockente, *Anas platyrhynchos platyrhynchos Linnaeus*; ihr folgt an Zahl dicht auf die schmucke Sichelente, *Anas falcata Georgi*, die gelegentlich die Stockente zahlenmäßig übertrifft. An dritter Stelle der Häufigkeit dürfte wohl die Fleckschnabelente stehen, *Anas poecilorhyncha zonorhyncha Swinhoe*. Es folgen in beträchtlichem Abstand die übrigen Entenarten. Der Zug der einzelnen Entenarten erscheint zeitlich ausgeprägter als bei uns. Der Mandarinente begegnet man auf der Feldbeobachtung nur selten, in Peking meist nur wenigen Tieren. In Nanking sah ich einmal eine Schar von 27 Tieren; das war die größte, die ich während meiner Beobachtungen in China sah.

Wildgänse: Sehr große Scharen sibirischer Gänse verbringen den Winter in China. Allen voran im Osten Chinas die östliche Saatgans, *Anser fabalis serrirostris Swinhoe*; häufig auch die Bläßgans, *Anser albifrons albifrons Scopoli*, die manchmal an Zahl die Saatgans übertrifft. Die stattliche Schwangans, *Anser cygnoid Linnaeus* – an der außerordentlichen Größe, der Färbung des Halses und dem schwarzgrauen Schnabel von allen Wildgänsen im Felde am leichtesten zu bestimmen – trifft man nicht häufig, meist nur sehr wenige, vereinzelte Tiere. Sie hat wahrscheinlich den Hauptstock für die chinesische Hausgans abgegeben, die aus einer langen Einkreuzung von Schwangans, Bläßgans und Saatgans hervorgegangen zu sein scheint.

Würger: Aus China sind 24 verschiedene Würger – auf 9 Arten verteilt – beschrieben worden. Der häufigste Würger in Ostchina ist der Rotschwanzwürger *Lanius cristatus lucionensis Linnaeus*, der sein Winterquartier südlich bis zu den Philippinen hat. Der Würger allgemein gilt auch in China seit alter Zeit als räuberischer Vogel. Der chinesische Name ist meist *bo-lau*, dessen Deutung ungewiß ist. Einer der schriftsprachlichen Namen ist *bei* (sprich wie englisch „bay“), eine Wiedergabe des kreischenden Warnrufs.

Zeisig: Der (Erlen-)Zeisig, *Carduelis spinus* **Linnaeus**, ist während der Zugzeit in Peking auf den Vogelmärkten recht häufig. Neben seinem im Text erwähnten, volkstümlich-pekinesischen Namen findet sich auch die Bezeichnung *hwang-tjüü* d.h. „Gelber (Sperlings-)Vogel“. Der Birkenzeisig, *Acanthis flammea flammea* **Linnaeus**, der im ganzen nördlichen Eurasien und dem nördlichen Nordamerika verbreitet ist, erscheint ebenfalls als häufiger Wintergast und wird auf den Märkten als Käfigvogel angeboten. Nach seinem roten Scheitel ist einer seiner Namen *dschu-ding*, „Rotscheitel“.

[Alfred HOFFMANN: *Glossar der heute gültigen chinesischen Vogelnamen: ein lexikographischer Beitrag zur modernen chinesischen Sprache*. Chinesisch-deutsch und deutsch-chinesisch; mit einer systematischen Übersicht über die Vögel Chinas. Wiesbaden: Harrassowitz 1975, XIV, 366 S.]

<http://www.sibagu.com/china/index.html>